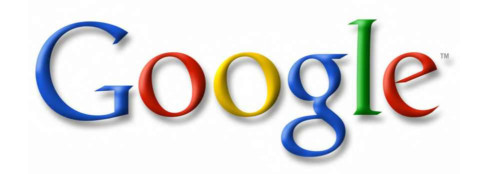
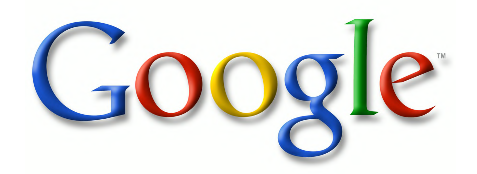




Der deutsche Student

am Ende des



19. Jahrhunderts

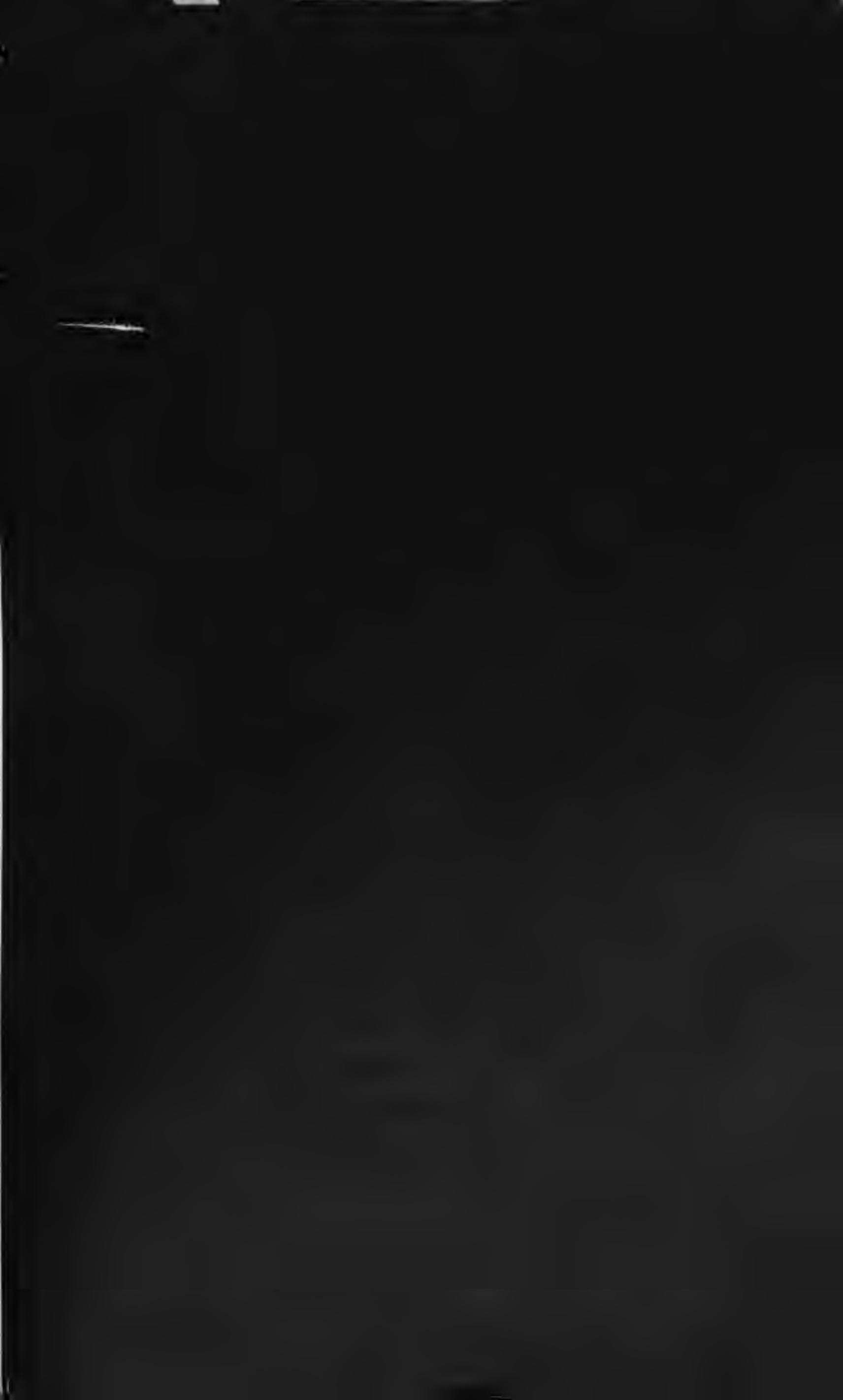
von

Dr. Theobald Ziegler
Professor an der Universität Straßburg



Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung


BUCHHANDLUNG
ANTIQUARIAT
OPNIK
N.W.
TR. 8.



Der deutsche Student

am Ende des 19. Jahrhunderts.

Vorlesungen

gehalten im Wintersemester 1894/95 an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg

von

Dr. Theobald Ziegler,

Professor der Philosophie.

Sechste Auflage.



Leipzig

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung

1896.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.



Vorwort.

Ich habe ursprünglich nicht die Absicht gehabt, diese im verflossenen Winter an der hiesigen Hochschule vor einer zahlreichen und dankbaren Zuhörerschaft gehaltenen Vorlesungen schon jetzt drucken zu lassen. Ich wollte sie vor Ende des Jahrhunderts noch einmal halten und dann erst, nach gründlicher Ueberarbeitung, dem Auditorium maximum der Oeffentlichkeit übergeben. Denn ein solcher erster Wurf bedeutet ja meist nicht viel mehr als ein erster Entwurf. Immerhin besitzt er vielleicht auch die Vorzüge, wie sie ein erster Wurf vor jeder späteren Fassung vorauszuhaben pflegt.

Aber nicht diese Erwägung ist es gewesen, die mich nun doch zu alsbaldiger Veröffentlichung bestimmt hat. Ohne mein Zuthun und gegen meinen Wunsch sind Berichte über diese Vorlesungen in die Tages-

presse gekommen, die es mir wünschenswert erscheinen lassen, allgemein bekannt zu geben, was ich wirklich gesagt und alles was ich gesagt habe.

Vor allem aber — die Beratungen über die sogenannte Umsturzvorlage im Plenum und in der Kommission des Reichstags haben gezeigt, daß es dabei von seiten der ultramontanen und der konservativen Partei in der That auf den Umsturz aller Geistesfreiheit auch innerhalb unserer Wissenschaft und unserer Universitäten abgesehen ist. Und im Zusammenhang damit sind speziell auch hinsichtlich der Beteiligung der Studentenschaft an der sozialen Bewegung in unseren eigenen Reihen zwiespältige Auffassungen zu Tage getreten und scharfe Worte gewechselt worden.

Zu allem dem habe ich in diesen Vorlesungen direkt und indirekt Stellung genommen. Da will es mir, ganz abgesehen davon daß von einem Redner des Zentrums im Reichstag unter anderen deutschen Professoren auch ich persönlich angegriffen worden bin, scheinen, daß mich das ganz von selbst über die engen Grenzen auch des größten Hörsaales hinausweise und zu rascher Veröffentlichung dränge. Jedenfalls entspricht das meinem Temperament und meiner Art, auch auf weitere Kreise zu wirken und mich am öffentlichen Leben unseres Volkes zu beteiligen.

Das Hereinspielen solcher polemischer Seitenbeziehungen hat auch die Gestaltung der späteren Partien einigermaßen beeinflußt und ist teilweise schuld an kleinen Wiederholungen, die sich ja für den Druck leicht hätten beseitigen lassen. Allein ich wollte den Vorlesungen ihr ursprüngliches Kolorit durchaus erhalten, und so habe ich am mündlichen Vortrag nur das Allernotwendigste geändert. Dahin rechne ich neben kleinen Zusätzen auch die Verteilung des Stoffs auf die einzelnen Vorlesungen.

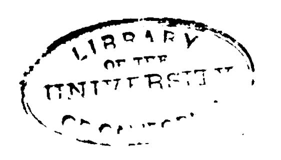
Und so wende ich mich denn nun mit diesen meinen Gedanken über die Stellung des deutschen Studenten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts an die ganze akademische Jugend Deutschlands und an alle diejenigen, die sich für unsere Hochschulen und für den Geist unserer Hochschulen interessieren. Für diesen Geist kämpfe ich, so wie ich ihn verstehe, als einen freien und sittlichen, als einen Geist wahrer Wissenschaftlichkeit und wahrer Bildung. Dabei werde ich mir freilich, angesichts der eigentümlichen Verschiebung unserer Parteiverhältnisse, von rechts und von links her allerlei Kritik gefallen lassen müssen. Vielleicht paßt es zum ganzen Ton dieser Vorlesungen, wenn ich sage: daran bin ich gewöhnt. Da ich keiner politischen Partei und keiner wissenschaftlichen Schule und

keiner gelehrten Clique angehöre, werde ich von der deutschen Parteikritik vielfach so unfreundlich behandelt, ich mag schreiben was ich will, daß mir diese Kritik nachgerade recht gleichgiltig geworden ist; gelesen werden meine Bücher deshalb doch. Ob man dieses Wort für ein Zeichen von Stolz und Uebermut oder für einen Stoßseufzer aus gepreßtem Herzen nehmen will, das muß ich der Stimmung meiner Leser und — meiner Kritiker überlassen.

Straßburg i. E., an Ostern 1895.

Theobald Ziegler.

Inhaltsübersicht.



Erste Vorlesung.

Meine Herren!

Sie sind gewöhnt, daß wir vom Katheder herab zu Ihnen sprechen; daß auch über Sie gesprochen wird, erscheint Ihnen dagegen — ich weiß nicht, ob als eine lustige oder als eine lästige Neuerung. Und doch ist es nichts Unerhörtes. Es sind jetzt gerade 200 Jahre, da hielt Christian Thomasius an der eben gegründeten Universität Halle seine Vorlesungen „vom elenden Zustand der Studenten", den er zu Ende des 17. Jahrhunderts nicht eben in rosigem Lichte schildert. Daß sich freilich die Studenten jener Tage diese Schand- und Strafpredigt geduldig haben gefallen lassen, läßt fast vermuten, daß sie am Ende doch besser waren als ihr Ruf. Aber auch in der Zwischenzeit ist oft über die Studenten gelesen worden. Nur unter einem anderen Titel: „Hodegetik" nannten es zu einer Zeit, wo die Menschen noch mehr Griechisch verstanden, die Vortragenden, und noch 1890 ist auf der Berliner Schulkonferenz das Verlangen nach einer solchen laut geworden. Wer geschmackvoller war, der hielt seine

Vorlesungen lieber über „akademisches Leben und Studium“; und hier sind — wiederum in Halle — die auch im Druck erschienenen Vorlesungen von J. Ed. Erdmann (1858) besonders berühmt geworden. Dieser Titel bot sich auch mir für meine Vorlesung am ersten dar. Aber ich trug doch Bedenken, ihn zu wählen: zum akademischen Leben und Studieren gehören ja auch die Professoren, und ob es meinen Kollegen erwünscht und meinerseits taktvoll wäre, wenn ich auch von ihrem Leben und Arbeiten zu Ihnen sprechen wollte, das ist doch billig zu bezweifeln.

So ist, wie Sie sehen, die Sache alt, nur der von mir gewählte Name klingt ungewohnt und neu. Und doch besagt er genau das, was ich beabsichtige und meine: nicht von der Universitas magistrorum et scholarium, nicht von den Doktoren, Magistern und Professoren soll — im allgemeinen; denn ganz freilich werde ich von ihnen doch nicht schweigen können — die Rede sein, sondern nur von Ihnen, den Studenten.

Und dann natürlich von den deutschen Studenten. Wir sind auf einer deutschen Hochschule und sind hin und her Deutsche; uns interessieren darum hier nicht das Quartier latin zu Paris oder die Colleges in Oxford und Cambridge oder die Harvard University in Boston. Und ebenso, natürlich, von den deutschen Studenten der Gegenwart. Auch eine Geschichte des Studenten, der mit Stolz auf eine 800jährige Vergangenheit zurücksehen kann, hätte ihren Reiz und ließe sich pikant und hübsch genug gestalten. Allein wenn

ich es auch nicht verschwören will, daß ich nicht da und dort in diese Vergangenheit zurückgreife, so liegt mir doch weit mehr als alle stolzen und beschämenden historischen Reminiscenzen die lebendige Gegenwart, liegen Sie mir, meine Herrn, am Herzen. Das Schiller'sche Wort

> Wir, wir leben! Unser sind die Stunden
> Und der Lebende hat Recht

gilt von der Jugend in erster Linie mit und gilt jedenfalls ihr selbst als unwidersprechliche Wahrheit. Allein wenn ich dieses „fin de siècle“ ausdrücklich in den Titel meiner Vorlesungen aufgenommen habe, so wollte ich damit allerdings noch etwas anderes und etwas mehr sagen; und davon muß ich heute sprechen, weil das über die Absicht und den Inhalt dieser Vorlesungen näheren Aufschluß giebt.

Als ich dieselben angekündigt hatte, wurde ich wiederholt gefragt: was ich eigentlich damit wolle? Solchen mir unbequemen Fragen in einem Augenblick, wo ich es wirklich selber noch nicht recht wußte, suchte ich wohl mit der Antwort auszuweichen: bei dieser Gelegenheit den Studenten allerlei unangenehme Wahrheiten sagen. Und wirklich wird das nicht ausbleiben, meine Herrn! Sie werden nicht immer mit mir zufrieden sein. Aber ich hätte auf der andern Seite doch ebensogut auch sagen können: den Studenten allerlei angenehme Dinge sagen. Denn auch daran wird es hoffentlich nicht fehlen. Und mit beidem will ich alsbald beginnen.

Die deutschen Hochschulen standen einst sehr hoch in der Schätzung des deutschen Volkes; die führenden Geister der Nation waren in ihren Reihen zu finden, ihnen kam geradezu die geistige Führerschaft zu. 1848 war das Frankfurter Parlament ein Professorenparlament und in Wien beherrschte gar die Studentenschaft eine Zeit lang den österreichischen Staat. Heute ist es mit Führerschaft und unbedingter Hochschätzung vorbei; es wäre arge Selbsttäuschung unsererseits, wenn wir das verkennen wollten. Die öffentliche Meinung hat sich zum Teil von uns ab, zum Teil geradezu gegen uns gewendet und die Urteile über uns sind nicht immer die freundlichsten. Diese Minderwertung und Mißstimmung trifft ja nun in erster Linie und mit voller Wucht uns Professoren; aber auch Sie, meine Herrn, bekommen davon Ihr Teil ab. Um nur zwei Symptome zu nennen: man erträgt heutzutage nicht mehr mit der früher geübten Toleranz die Ausbrüche studentischen Uebermuts; und man erhebt laut und oft den Vorwurf, es fehle gerade unserer studentischen Jugend mehr und mehr an dem Schwung idealer Begeisterung, an jenem sittlichen Idealismus vor allem, der darin besteht, Opfer zu bringen und auf eigenes Glück und eigenen Genuß zu verzichten; ein Geist des Strebertums sei auch unter Ihnen eingerissen und Sie denken bedenklich realistisch und utilitaristisch. In einer Novelle las ich jüngst über den Helden derselben die Worte: „Kecken Mutes trieb er mit dem Strome, ohne auf die Abwege des Ideals zu geraten — ohne

Individualitätsgelüste und ohne jene verschrobenen, nutzlosen Ansichten, die zuweilen noch ein unmoderner deutscher Jüngling mit auf die Hochschule nimmt."

Auf solche Anklagen könnten Sie freilich alsbald mit dem Gegenvorwurf antworten: das sei die Signatur unserer Zeit überhaupt, und Sie können nicht anders sein und haben nicht die Verpflichtung anders zu sein als die Sie umgebende Welt. Doch damit würden Sie jene Vorwürfe ohne weiteres zugeben und sich doch nicht entlasten; denn zu allen Zeiten ist es als das Vorrecht, also auch als die Pflicht der Jugend angesehen worden, uns Aeltere an Schwung und idealer Auffassung der Dinge zu übertreffen, wenn wir unideal und ideallos sind, Ihrerseits die Fahne des Idealismus hochzuhalten. So ist die Frage, wie es mit der Berechtigung jener Klagen und Anklagen stehe, eine von denen, die man nicht schlankweg mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten kann, sondern nur dadurch, daß man einmal die ganze Stellung des Studenten inmitten seiner Zeit und seines Milieus sich zum Bewußtsein bringt und Rechte und Pflichten der akademischen Jugend nach außen wie nach innen gegeneinander abwägt. Vorwürfe hin und her helfen nichts und haben keinen Wert; begreifen und verstehen ist auch hier viel notwendiger und wichtiger — in dem doppelten Sinn, wornach alles verstehen alles verzeihen heißt und wornach man nur da die helfende und bessernde Hand anlegen kann, wo offene Kritik geübt wird und die Schäden und ihre Ursachen klar erkannt sind.

Zuvor aber wäre vielleicht eine Vorfrage am Platz, die zunächst wohl überraschend klingt, in einer alles nivellierenden Zeit wie der unsrigen aber doch aufgeworfen werden muß: Hat denn der Student heutzutage überhaupt noch ein Eigentümliches? Wir werden gleich das nächste Mal, wo wir von der akademischen Freiheit zu reden haben, sehen, wie das, was man ursprünglich so nannte und darunter verstand, wirklich dem Gleichheitsgedanken des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen ist; also —! Führt denn der Student noch ein eigenartiges, ein anderes freieres Leben als die übrigen alle? Wenn aber das nicht der Fall ist, dann kann man auch nicht von ihm speziell sprechen, dann ist der Gegenstand dieser Vorlesungen hinfällig und sind dieselben von vornherein unberechtigt. Allein eben daß ich sie halte, beweist, daß ich an ein solches Besonderes als ein noch immer Vorhandenes glaube und es, in meinem Sinne freilich, als ein zurecht bestehendes rechtfertigen will. Ehe ich aber im einzelnen zeigen kann, daß dieses Eigenartige noch immer da und im Wesen des Studenten selbst begründet ist, möchte ich heute schon vorwegnehmend darauf hinweisen, daß in dieser richtig verstandenen Eigenart nicht zum wenigsten auch der Segen des Studentseins beschlossen liegt. Man könnte sagen: jener Gleichheitsgedanke, den unsere Zeit, mit Recht und Unrecht, zu verwirklichen sucht, ist innerhalb der deutschen Studentenschaft lange vorher schon zur Wahrheit geworden. Herausgehoben aus dem Kreise der Lebensbedingungen

aller anderen Menschen lebt er mit seinesgleichen ein Leben völliger Gleichheit und Gleichberechtigung, das Leben allgemeiner geistiger Wehrpflicht, in dem er sich nur vor dem Codex des allgemeingiltigen Komments und vor der öffentlichen Meinung der Komilitonen zu beugen hat. Aber dieses Leben absoluter Gleichheit durchlebt er als Durchgangsstadium, um es wieder zu verlassen als ein anderer Mensch, als ein Gebildeter, als ein Aristokrat und Ritter vom Geist. So ist die Universität und das Leben auf ihr durch und durch demokratisch, weil hier alle Schranken und Vorurteile von Rang und Stand fallen; und sie ist ein durch und durch aristokratisches Institut, weil ihr Ziel die Heranbildung einer Aristokratie, der wahren Aristokratie echter Menschenbildung ist.

Freilich, meine Herrn, das ist „nur eine Idee“ und ist nur in der Idee so: in Wahrheit sind diese zwei Gedanken auf unsern Hochschulen so rein bei weitem nicht durchgeführt. Das Leben auf der Universität ist nicht so demokratisch, wie es sein sollte: wir werden auch hier Kastengeist und Standesunterschiede, das Hereinragen von bürgerlichen und gesellschaftlichen, von religiösen und politischen Differenzen kennen lernen und dann wohl als ein Unberechtigtes und Gefährliches aufzuzeigen haben. Und was aus dieser Schule hervorgeht, ist nicht immer so aristokratischer und vornehmer Art: wie bei aller Erziehung ist es auch hier, nicht bei allen gelingt sie, nicht alle, die studieren, werden dadurch zu Rittern vom Geist. Aber spurlos

geht diese unvergleichliche Schulung darum doch schwerlich an einem vorüber, einen Hauch jenes freien Geistes hat doch jeder einmal verspürt und der Segen für unser Volksleben bleibt deshalb bei keinem ganz aus. Und so bleibt die Idee doch zurecht bestehen, die Idee, daß dieses eigenartige Leben des deutschen Studenten eine demokratische Schule ist, deren Ziel die Aufnahme in die geistige Aristokratie der Bildung, die Erziehung zu Rittern vom Geiste sein soll. Von diesem Gedanken aus wird es uns leicht werden, auch die Wirklichkeit, so weit sie immer dahinter zurückbleiben mag, zu verstehen und zu beurteilen. In der Anerkennung dieser Idee liegt aber zugleich die beste Rechtfertigung für die Erhaltung studentischer Eigenart, die freilich auch aus einem anderen Grunde in diesem Augenblick gefährdet, innerlich gefährdet erscheint.

Wir leben in einer Uebergangszeit. Vielleicht niemals ist es am Ende einer Periode einer Generation so klar gewesen wie uns heute, daß das kommende Jahrhundert einen ganz anderen Charakter an sich tragen werde, an sich tragen müsse, als das eben zu Ende gehende. Und so leben wir nicht nur thatsächlich in einem Uebergangszeitalter, sondern — und das ist der tiefere Sinn von „fin de siècle“ — wir fühlen uns auch als die Menschen dieses Uebergangs. Uebergangszeit aber ist böse Zeit; vor allem weil in ihr unsere Gedanken und Gefühle zwiespältig geworden sind. Zwiespältig gegenüber von Staat und Politik: auf der einen Seite eine Anspannung des nationalen

Gedankens, der sich wie Chauvinismus ausnimmt und es vielfach auch ist, und auf der andern Seite ein Wiederaufleben humanitärer und sozialer Strebungen, die vielen in jeder Form als anti- und international verdächtig sind; ein Heroenkultus hier, der da, wo der Heros fehlt, zum Byzantinismus wird, und eine Demokratisierung der Gesellschaft dort, die auch die alten unhistorischen Gedanken von absoluter menschlicher Gleichheit wiederaufleben läßt. Zwiespältig sind wir weiter gegen Kirche und Religion: ein neuerwachendes Interesse für religiöse Dinge macht sich spürbar, und daneben immer noch das alte sich Abkehren von allem Kirchentum und Christentum. Zwiespältig in Sitte und Sittlichkeit: der soziale Geist, der von allen die gleiche Hingabe an das Wohl des Ganzen verlangt, erobert mehr und mehr Herzen und Köpfe, und daneben findet die Nietzsche'sche Individualitätslehre, die das schrankenlose Recht des sich Auslebens für die geniale Persönlichkeit in Anspruch nimmt und zu dem Zweck alle sittlichen Werte umwerten möchte, begeisterte Anhänger. Zwiespältig sind wir auf dem Gebiete der Kunst und Poesie: das Klassische wird noch immer als Bildungsmittel benützt und verehrt oder doch historisch respektiert, und daneben die Abwendung vom klassischen Ideal als einem innerlich Unwahren und der realistische Werdedrang einer die Wahrheit auf Kosten der Schönheit pflegenden Kunstweise. Und zwiespältig endlich gegen die Grundlagen unserer Gesellschaft und der sie durchdringenden Kultur überhaupt: ein Festhalten und

sich Anklammern an das Bestehende, als wäre es wirklich durchweg ein Vernünftiges und bleibend Wertvolles, und auf der andern Seite ein Anstürmen gegen dieses Bestehende, als wäre es bereits von allen guten Geistern der Vernunft und der Sittlichkeit verlassen und könnte nicht eilig genug bis zum letzten Baustein abgetragen und in Trümmer geschlagen werden. So gärt und brodelt es rings um uns her und reißt uns alle in seinen Strudel mit hinein; und schwerer als je ist es darum auch für den Einzelnen, in diesem Chaos, wo alles fließt, einen festen Fuß und Halt zu fassen, schwer auch für den guten Menschen, in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt zu bleiben; schwer für den Werdenden zu wissen, was er werden soll und zu werden, was er werden will. Selten aber war es vor allem in der Welt schon je so schwer wie heute, ein Charakter zu werden und ein charaktervoller Mensch zu sein und zu bleiben.

Das alles trifft auch den deutschen Studenten, trifft auch Sie, meine Herrn, ja Sie in erster Linie und mit voller Wucht. Wir Aelteren wurzeln noch mehr oder weniger fest im neunzehnten Jahrhundert und seinen Anschauungen, und wohl uns, wenn wir das Neue, das im Anzug ist, wenigstens noch verstehen. Sie dagegen wachsen aus diesem neunzehnten Jahrhundert heraus und direkt in ein noch nicht daseiendes Neues hinein, dessen Träger Sie sein müssen: wir sehen den Uebergang, Sie sind er selbst, sind die Uebergangsmenschen fin de siècle. Da wäre es doch wunder-

bar, wenn nicht auch an Sie in allerlei Form jene Zwiespältigkeit heranträte, wenn nicht auch die Stellung des Studenten in den allgemeinen Wirbel hineingezogen würde und die allgemeine Zerrissenheit und Unklarheit auch an ihm offenbar würde. Auch seine Stellung ist ins Schwanken gekommen, jene Angriffe auf Universitäten und Studenten sind davon nur ein Symptom. Es war von Idealen die Rede: welches sind denn die Ideale des heutigen Studenten? So klar ist darauf die Antwort nicht mehr, wie sie bei uns in den Jahren von 1860—70 war. Sie halten ja eben deswegen Studentenkongresse und beraten über die Teilnahme der Studentenschaft an den sozialen Aufgaben der Gegenwart, und von England herüber kommt die sogenannte „Universitätsausdehnungsbewegung" und weist auf Pflichten hin, wo der Student bisher nur Rechte zu haben glaubte und pflichtenlos wie ein Schmetterling durchs Leben von einer Blüte desselben genießend zur andern flatterte.

In solchen Augenblicken des allgemeinen Schwankens gilt es zu fragen: wo stehen wir? sich Rechenschaft zu geben über die Situation und den Scheidungsprozeß einzuleiten zwischen dem, was an derselben bleibend und der Erhaltung wert und dem, was daran vergänglich und zum Untergang reif ist. Und darum handelt es sich nun auch für uns — um eine Rechtfertigung dessen, was ist, und um eine Kritik dessen, was nicht sein sollte und deswegen auch nicht bleiben kann und nicht bleiben wird — denn nur das Vernünftige ist

dauernd wirklich —, um eine Ahnung dessen, was kommt und kommen soll. Wir haben soeben eine Kanzlerkrisis durchlebt: wenn es nur das wäre! Die Krisis ist eine viel umfassendere, allgemeinere, es ist die Krisis einer Welt. „Krisis" heißt Scheidung: der eine geht, der andere kommt; so wird auch in der Welt gar vieles untergehen und ein Neues kommen, und daran partizipieren mit Notwendigkeit auch Sie: wenn alles sich wandelt, wenn die Gesellschaft und ihre Formen sich ändern, müssen auch Sie, Studenten, die Sie ein Teil dieser Gesellschaft sind, sich wandeln und ändern, nur daß es, weil die Universitäten und die studierende Jugend im allgemeinen konservativ zu sein und zäh am Alten festzuhalten pflegen, damit noch langsamer gehen wird als mit allem übrigen, und daß darum die Gefahr besteht, daß man an den äußeren Formen zwar lange noch festhält, das Innere aber, den echt studentischen und der Erhaltung und Pflege werten Geist darüber verliert. Von alle dem sind Anzeichen da: suchen wir sie auf und suchen wir sie zu deuten!

Aber — der Einwand liegt nahe — kann ich das? oder allgemeiner gesprochen: wie komme gerade ich dazu, eine solche Vorlesung zu halten? Erdmann hat zu Beginn seiner Vorlesungen über das akademische Leben und Studium sehr ausführlich von sich selbst gesprochen und seinen Zuhörern zu beweisen gesucht, daß gerade er alle diejenigen Qualitäten von außen und von innen besitze, um dieser Aufgabe vor anderen ge-

recht werden zu können. So vermessen bin ich nicht. Ich möchte vielmehr recht im Gegensatz zu ihm fragen: nicht weil ich es allein kann, sondern weil es meine Kollegen alle ebensogut könnten, warum sollte ich es allein nicht können? Denn der Meinung bin ich allerdings, daß nur ein deutscher Professor über den deutschen Studenten reden, vernünftig reden kann. Nicht der Student über sich selber; wer mitten inne steht, steht eben damit nicht über der Sache, hat keine Ueberschau, hat keinen freien und weiten Blick; er sieht nur Teile, nicht das Ganze. Vernünftig über ihn reden kann aber auch nicht der „Philister“; der steht zu weit draußen, steht der Sache zu fern, steht ihr zu fremd gegenüber; und überdies wird er, dem seine eigene Studentenzeit im goldenen Licht der Jugend, seiner Jugend vor der Seele steht, als laudator temporis acti für die Gegenwart kein Herz und kein Verständnis haben und so nur das Vergangene loben, das Gegenwärtige aber tadeln und schelten. Und auch Sie würden sich um das Urteil eines solchen Außenstehenden wenig kümmern: die Meinung des Philisters ist Ihnen gleichgültig oder gar verdächtig; Sie fühlen, er versteht Sie nicht und hat kein Herz für Sie, also weg mit ihm! Da stehen nun wir Professoren just in der richtigen Mitte: wohl gelten wir Ihnen gelegentlich auch als Philister; aber den Philistern draußen gegenüber fühlen Sie sich mit uns eins, der alte Gedanke von der Universitas magistrorum et scholarium gilt und lebt noch fort, da gehören wir alle zusammen. Und

das wissen Sie doch, daß wir, ob auch angegraut und im Studieren alt geworden, doch mit Ihnen und durch Sie jung bleiben und daher unser Herz offen erhalten für das, was Sie bewegt und interessiert; daß wir Sie verstehen, daran zweifeln Sie nicht. Und ein gutes Stück unseres Lebens, unsere und Ihre Arbeit ist ja ohnedies gemeinsam; und beim Arbeiten, meine Herrn, kommen sich die Menschen schließlich doch immer am nächsten: das ist die große Lehre unserer durch und durch sozialen Gegenwart und diese Wahrheit ist, z. B. in der synergastischen Theorie vom Ursprung der Sprache, sogar schon in die Wissenschaft eingedrungen.

Also wirklich, vom deutschen Studenten fin de siècle müßte jeder deutsche Professor fin de siècle reden können, und darum würde ich mich gefreut haben, wenn mir ein juristischer oder medizinischer Kollege darin zuvorgekommen wäre. Aber daß das nicht geschehen ist, ist freilich doch kein Zufall. Unsere Universitäten zerfallen in Fakultäten, und darum hält sich der einzelne Dozent naturgemäß vor allem an seine Leute und hat genug zu thun mit seinem Fach. Auch in die philosophische Fakultät ist diese Arbeitsteilung eingedrungen und hier in gewissem Sinne vielleicht sogar am schärfsten ausgeprägt. Die Gefahr für die Universität, sich aufzulösen in eine Vielheit von Fachschulen wie in Frankreich, ist da. Nur Ein Fach giebt es, das sozusagen ex officio Fühlung hat mit allen übrigen — die Philosophie, deren Aufgabe es eben ist, das Bewußtsein der Universitas literarum aufrecht zu halten. Das ist kein Selbst-

ruhm, sondern das liegt einfach im Wesen meiner Wissenschaft selbst. Und so gehört es denn auch in ihr Aufgabengebiet, zunächst das akademische Studium als ganzes ins Auge zu fassen und das Bewußtsein der Beziehungen, die zwischen den einzelnen Fächern herüber- und hinüberschießen, lebendig zu erhalten. Und daher haben es denn auch Philosophen wie Fichte und Schelling nicht verschmäht, jener über die Bestimmung des Gelehrten (1794) und über das Wesen des Gelehrten (1805), dieser über die Methode des akademischen Studiums (1802) wiederholt Vorlesungen zu halten, und haben damit auch für die Zukunft das Anrecht des Vertreters der Philosophie auf diese Vorlesung sanktioniert. Aber nicht bloß über den Gelehrten und das akademische Studium, auch über das akademische Leben — wer sollte mit besserem Recht davon reden dürfen, als wer als Ethiker die menschlichen Beziehungen, die Berufs- und Standesfragen überhaupt ins Auge zu fassen und als Pädagoge im weitesten Sinn des Worts die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts zu erwägen immer neu Anlaß und Aufforderung hat? Das studentische Leben ist entweder sittlich oder unsittlich; und die Sittlichkeit der Gebildeten unseres Volkes hängt jedenfalls auch davon ab, wie sie es in ihrer Jugend treiben; auch der Kanzler Leist ist ein deutscher Student gewesen. Das studentische Lernen ist auf die Aneignung der wissenschaftlichen Methode und der für den Beruf notwendigen Kenntnisse gerichtet; die Leistungen unserer Wissen-

schaft und die Verwaltung von Staat und Kirche, ein gutes Stück des äußeren und inneren Lebens unseres Volkes hängt somit gleichfalls davon ab, ob hier bei uns ordentlich gelernt und gelehrt wird.

Also nicht wie Erdmann aus besonderen persönlichen Lebenserfahrungen heraus, sondern ganz allgemein aus meinem Beruf als deutscher Professor überhaupt und als Professor der Philosophie und Pädagogik speziell nehme ich mir das Recht und, weil es just kein anderer thut, gewissermaßen auch die Pflicht, von Ihnen mit Ihnen zu reden. Das Einzige, was ich persönlich von mir sagen möchte, ist: daß ich modern genug zu sein und zu fühlen glaube, um fin de siècle-Stimmungen und -Strömungen zu verstehen, und noch jung genug, um nicht mit der tragischen Verbitterung des Alters zu sehen, wie ein Altes alt und ein Neues neu wird: ich glaube mit Ihnen und für Sie in unverwüstlichem Optimismus an die Zukunft, si fractus illabatur orbis!

Zweite Vorlesung.

Und nun, meine Herrn, wovon wollen wir reden? Von allem, natürlich, was den Studenten angeht und bewegt, vom Höchsten wie vom Gemeinsten, vom ganz Aeußerlichen so gut wie vom ganz Innerlichen, von seinen Idealen wie von seinem Wechsel, von des Studenten Politik und Religion, von seiner Ehre und davon, wie er seine Ehre wahrt und verliert, von seinen Vorlesungen, wie er sie besucht und benützt und, viel heikler noch, wie er sie schwänzt, von seinem Kommersieren und Pauken, von seinen Verbindungen und seinen Bestrebungen, sich am Leben der Zeit zu beteiligen, von seiner Sittlichkeit und deren Gefährdung, kurz, auch hier soll gelten: nihil humani a me alienum puto. Nicht also, daß es uns an Stoff mangeln könnte, ist zu befürchten, sondern ob und wie wir den überreichen Stoff zu bewältigen und zu gliedern im stande sein werden. Daß er in zwei Hauptteile zerfällt, vom akademischen Studium und vom akademischen Leben, liegt auf der Hand: und wenn wir an das alte Rätsel des frostigen akademischen Schulwitzes denken: quid est studio-sus sine studio? so

scheint es fast selbstverständlich, daß wir mit dem Studium beginnen. Gleichwohl möchte ich die umgekehrte Ordnung befolgen dürfen, nicht bloß aus dem opportunistischen Grunde, weil ich glaube, daß Sie das zunächst mehr anzieht und interessiert, auch nicht deshalb, weil ja doch Student bleibt, auch wer nicht studiert, sondern ganz logisch darum, weil das Leben das Ganze, das Studium doch nur ein Teil, wenn auch der wichtigste und beste Teil des akademischen Lebens ist. Uebrigens wird beides nicht so schroff zu trennen, vielmehr schon beim Leben vielfach auch vom Studieren zu reden sein; nur die speziellen Aufgaben und Fragen dieses letzteren bleiben somit einem zweiten besonderen Teil vorbehalten. So fassen wir gewissermaßen zuerst das Ganze, dann speziell noch einen Teil dieses Ganzen ins Auge.

I. Das Leben des deutschen Studenten.

Dabei rede ich zuerst von demjenigen Attribut desselben, das recht eigentlich charakteristisch ist für den Studenten, von dem Attribut der akademischen Freiheit.

Frei ist der Bursch! so klingt und singt es noch immer. Haben Sie auch das Recht so zu singen? Die akademische Freiheit ist von Haus aus ein rechtlicher Begriff: besteht sie in diesem Sinne noch? Hier ist mit einem Wort auf Geschichtliches einzugehen; denn wenn wir heute von der Freiheit des

Studenten reden, so meinen wir kein Juristisches mehr, sondern ein allgemein Menschliches, und darum müssen wir hören, wie dieser Bedeutungswandel des Begriffs d. h. des alten Wortes für eine neue Sache sich vollzogen hat.[1])

Bis zur Reformation waren die Universitäten in Deutschland nach dem Vorbild von Paris klerikale Genossenschaften: in den Kollegien und Bursen lebten Magister und Scholaren in klösterlicher Gemeinsamkeit, abgeschlossen von der Bürgerschaft der Stadt, ähnlich etwa wie heute die Garnison einer Stadt ihr Leben für sich führt. Damit war zugleich die in mittelalterlicher Anschauung überhaupt begründete Notwendigkeit gegeben, die Korporation als Ganzes und ihre Mitglieder samt und sonders von den weltlichen Gerichten zu eximieren, und auch die fürstlichen Stifter trugen kein Bedenken, ihnen die Jurisdiktion über ihre Angehörigen zu freier eigener Ausübung zu überlassen. So wurden die Universitäten autonom, sie waren ein Staat im Staate, und darin bestand — die akademische Freiheit. In der Reformationszeit gaben die Universitäten ihren klerikalen Charakter auf, sie wurden säkularisiert und verstaatlicht und kamen wie die Kirche auch ihrerseits in Abhängkeit von den Landesherrn. Damit verloren sie ihre Autonomie; und selbst wenn sie die volle Gerichtsbarkeit, auch über Leben und Tod

[1]) Ausnahmsweise berufe ich mich hier bei diesem historischen Exkurs auf eine Quelle: auf Friedrich Stein, die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland. 1891.

hatten, war ihnen diese hinfort nur „verliehen," der Landesherr blieb dabei oberste Instanz. Das war aber auch eine innere Notwendigkeit: im Mittelalter hatte die Universität ihren Rückhalt an der Kirche und den kirchlichen Machtmitteln über den Einzelnen; jetzt versagten diese, und nun mußten sich die Universitäten selbst hilfeflehend gegen die immer zügelloser werdende Studentenschaft an die Landesfürsten und deren weltliche Machtmittel halten. Damit trat aber eine weitere Aenderung ein: im Mittelalter unterstanden neben den Studenten auch die Magistri der akademischen Gerichtsbarkeit, jetzt übten die Professoren diese Gerichtsbarkeit gegen die Studenten aus, damit wurde dieselbe zur Disziplinargewalt der Lehrer gegen die ihr anvertraute akademische Jugend. Und nun kommt die Zeit der Konkurrenz zwischen der staatlich gehandhabten Justiz und dieser akademischen Disziplin: die Professoren suchen möglichst alle Civil- und Kriminalklagen disziplinarisch zu behandeln und an sich zu ziehen und sehen dabei nur darauf, den Studenten vom verderblichen Schuldenmachen oder von allzu zügelloser Brutalität abzuhalten; dem Gläubiger zu seinem Geld oder dem geprügelten Philister zu seinem Recht zu verhelfen lag ihnen dagegen wenig an. Und so bestand in diesem Stadium das Wesen der akademischen Freiheit in einer Milde, die dem excedierenden Studenten zugute kam, die Person und das Eigentum des Philisters dagegen ungeschützt ließ; der Student hatte das Privilegium eines besonderen Gerichtes, das

als staatliches angesehen war, aber von seinen Lehrern gehandhabt, milder und — schlechter war als jedes andere. Da war es dann freilich ein Fortschritt, wenn in den Statuten von Kiel verordnet wurde, daß, wer einen Nachtwächter töte, so behandelt werden solle, als ob er einen gewöhnlichen Mord begangen hätte. Angesichts solcher Laxheit fing man aber nun an, zunächst einen Teil der Gerichtsbarkeit der Universität zu entziehen, namentlich natürlich die Kriminalsachen, und mit dem Rest einen Juristen, den Syndikus oder Amtmann oder Universitätsrichter zu betrauen. Seit 1819 — dem Jahr der Knebelung der Universitäten infolge der Ermordung Kotzebues durch Sand — war das allgemein, ein staatlicher Richter für die Studenten, der neben der Universität steht. Im Jahre 1848 aber begann man auch daran zu rütteln, selbst die Studentenschaft wollte von einer solchen Sonderstellung nichts mehr wissen, eher noch erwärmten sich die Professoren für dieselbe und manche prophezeiten von ihrer Aufhebung geradezu den Untergang aller akademischen Freiheit. Heute ist dieselbe beseitigt, die Studenten unterstehen in allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Strafsachen dem ordentlichen Gericht, und auch die Polizei ist in ihren Befugnissen dem Studenten gegenüber nicht mehr beschränkt; nur das fordert man von der Polizei einer Universitätsstadt, daß sie Humor habe und sich taktvoll benehme. Wenn es in Preußen den Studenten gestattet ist, bei Freiheitsstrafen bis zu zwei Wochen diese im Karzer der Universität abzusitzen, so ist auch das noch ein

Privileg, das sich nicht allzulange mehr wird halten lassen; wenn man den Studenten nicht mit dem „Gesindel" zusammensperren will, so bestünde dieser Wunsch bei allen Gebildeten; was aber diesen nicht recht ist, ist auch den Studenten nicht billig.

So ist die alte akademische Freiheit dahin. Da aber dem Rektor und Senat die akademische Disziplinargewalt verblieben ist, so steht der Student heute vielmehr unter einer doppelten Gerichtsbarkeit, wie der Beamte, unter der staatlichen und der disziplinarischen, die beide so unabhängig von einander sind, daß derselbe Mensch für dieselbe That dort freigesprochen, hier verurteilt werden kann: nur in einem Fall, bei Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte durch das Gericht, muß die Universität die Relegation folgen lassen. So ist es mit dem Privilegium der akademischen Freiheit definitiv zu Ende, geblieben ist nur — die akademische Disziplin. Und nicht einmal das alte Machtmittel, das die Studenten gegen etwaige schwere Unbill früher oft mit Glück angewendet haben, die Auswanderung aus der Universitätsstadt, würde heute mehr sonderlich verfangen: Professoren und Bürger sind zu wenig mehr von ihnen abhängig, um sich dadurch ins Bockshorn jagen oder etwas abtrotzen zu lassen.

Unrecht haben nun freilich alle die bekommen, welche von der Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit die Vernichtung alles akademischen Lebens fürchteten. Aber wie steht es mit der akademischen Freiheit? giebt es nach jenem Schlage heute noch eine solche?

und worin besteht sie nach diesem Umschwung der Dinge? Würde ich von der Universitas magistrorum et scholarium zu reden haben, so müßte ich natürlich sofort die akademische Lehrfreiheit ins Feld führen, und ganz darf ich allerdings auch hier schon an ihr nicht vorübergehen. Denn von ihr geht der Geist der Freiheit aus, der als character indelebilis unseren deutschen Hochschulen aufgedrückt ist und sie durchdringt und belebt: in ihrem Lichte freuen wir uns, in ihrer Luft leben und weben wir alle. Und deswegen, meine Herrn, kämpfen wir auch darum wie um ein Palladium und wollen sie von Regierungen und Kirchen, von Parteien und Parlamenten angesehen und respektiert wissen als das noli me tangere, und erblicken deshalb unsern Feind in jedem, der aus politischen oder kirchlichen Gründen daran rüttelt und rührt. Das ist aber nicht etwa ein unberechtigter Hochmut oder eine feige Bequemlichkeit von uns Professoren, sondern es ist eine absolute Notwendigkeit; denn die Wissenschaft kann nur gedeihen in der vollen Freiheit, in der absoluten Schrankenlosigkeit des Gedankens; ohne die Möglichkeit zu irren können wir auch die Wahrheit nicht finden, von der noch immer das Lessing'sche Wort gilt, daß sie nie fertig ist und als fertige nur für einen Gott gemacht wäre. Ohne Wissenschaft aber können wir nicht existieren, also ist ihre Freiheit eine oder vielmehr geradezu die Existenzfrage für uns. Und daher, meine Herrn, was Sie dereinst auch im Leben für eine Stellung einnehmen, welcher Partei Sie angehören

werden, begehen Sie niemals den Verrat an Ihrer alma mater, daß Sie uns dieses Kleinod rauben wollen; es wäre ein Verrat an der Sache der Wissenschaft und Wahrheit selber.

Daß freilich die Dinge nicht so einfach liegen, das zeigt die theologische Fakultät, in der es etwas wie eine Schranke doch giebt; wer als protestantischer Theologe plötzlich katholisch, als katholischer plötzlich protestantisch lehren wollte, würde diese Schranke überschritten haben. Eben daher reißt uns aber auch die theologische Fakultät am häufigsten in Lehrkonflikte hinein; und nun partizipieren auch Philosophen und Historiker aus naheliegenden Gründen an diesem onus honestum, und neuerdings möchte man auch noch die Nationalökonomen in diese Schwierigkeit mit hineinziehen. Eine Schranke freilich hat außerdem noch jeder an seinem pädagogischen Takt. Zwar vergesse man nicht, daß doch nur der Teufel zum Professor Faust gesagt hat: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen“; ich betrachte es stets als mein Recht nicht nur, sondern als meine Pflicht, Ihnen dieses Beste, Ihnen alles zu sagen, was ich weiß. Aber es so zu formulieren und zu gestalten, daß es pädagogisch fördert, das scheint mir allerdings ebenso notwendig. Dann wird aber auch gelten: man kann alles sagen, es kommt nur darauf an, wie man es sagt.

Aber der Student hat ja nicht zu lehren, sondern zu lernen; für ihn handelt es sich also nicht um die Lehr-, sondern um die Lernfreiheit. Man hat freilich schon

spottend gesagt: das sei im Grunde nichts anderes als die Freiheit nichts zu lernen, als die Freiheit faul zu sein. Das ist es allerdings auch, und darum kann ich schon hieran das Wesen dieser akademischen Freiheit klar machen. Zwölf Jahre lang geht der Knabe zur Schule, hier ist ihm alles vorgeschrieben: wie lange und wann er lernt, mit dem Stundenschlag beginnt und mit dem Stundenschlag hört er auf; was er lernt — er muß alle Stunden besuchen, in allen aufmerken, für alle Fächer arbeiten; und in welchem Umfang er sich mit jedem einzelnen Fach befassen soll — das Maß der Aufgaben wird ihm von Tag zu Tag bestimmt. Und gerade im letzten Jahr, wo der Knabe zum Jüngling wird und anfangen könnte und möchte, selbständiger und nach persönlichen Interessen und Liebhabereien zu arbeiten und in der Arbeit frei zu wählen, kommt das Abiturientenexamen und übt den mächtigsten Zwang aus, der leider alle Freiheit erdrückt und ertötet. Wie anders auf der Universität! Man könnte sagen, in dem Maß, als der Student die alte juristische Freiheit verloren habe, habe er die Lernfreiheit als eine schrankenlose gewonnen. Wo wie hier bei uns die Vorschrift bestimmter Vorlesungen gefallen ist, da besteht der einzige Studienzwang in der Auflage, daß der Student im Semester eine Privatvorlesung „belege" — nicht etwa: besuche, ein Symbolisches sozusagen nur noch, das dem Begriff des Studenten Ausdruck geben soll. Das Wählen dieser Vorlesung, das Kommen oder nicht Kommen zu der gewählten Stunde, das Arbeiten da-

rauf steht jedem Einzelnen völlig frei, und somit allerdings auch das Faullenzen. Nun wird man freilich sagen und erwarten können, und glücklicherweise ist das die Regel: Wer zwölf Jahre lang an das Arbeiten gewöhnt worden ist, der wird nicht mehr anders können und mögen. Aber auch die Fälle sind doch nicht ganz vereinzelt und selten, wo es umgekehrt heißt: nun habe ich zwölf Jahre lang arbeiten müssen, jetzt will ich mich auch einmal frei fühlen und gar nichts thun. Sie wären wohl noch seltener, diese Fälle trotziger Faulheit, wenn nicht gerade das letzte Schuljahr ein so zwangsmäßig verlaufendes, gehetztes wäre: das Abiturientenexamen wirkt noch in die ersten Semester des akademischen Studiums nachteilig herein; für dieses ist es nur ein Uebel, für die Schule freilich ein notwendiges Uebel.

Aber der Zweck dieser Lernfreiheit? ist natürlich nicht der, daß Sie es auch einmal mit dem Faullenzen probieren sollen, sondern die Meinung ist die, daß, nachdem der Knabe zwölf Jahre lang gelernt hat arbeiten zu müssen, der Jüngling nun lernen soll arbeiten zu wollen. Auch der Beamte muß wieder arbeiten, aber eben er soll nicht arbeiten wie der Sträfling und wie der Schuljunge, sondern aus innerem Trieb und aus eigenem Pflichtgefühl; das ist unser deutscher Begriff vom Beamten und ist der vornehme, der aristokratische Geist seiner Arbeit oder jeder Arbeit überhaupt, wie Pestalozzi so schön von Gertrud und ihren Kindern sagt: „sie spinnen so eifrig als kaum

eine Taglöhnerin spinnt; aber ihre Seelen taglöhnern nicht." Diesen hohen und freien Geist der Arbeit eignet man sich noch nicht auf der Schule an, sondern erst und nur in der demokratischen Luft schrankenloser Freiheit und Ungebundenheit. Und deswegen giebt man dem Studenten diese Freiheit, die er freilich auch dazu mißbrauchen kann, gar nichts zu thun, giebt ihm das Recht zu wählen, wobei er freilich auch kläglich daneben greifen kann, die Freiheit seine Arbeit selbständig zu gestalten, wobei er auch gründlich zerfahren oder jämmerlich einseitig werden kann — der Fachsimpel und der geniale Blender haben hier ihre Stelle und das Wort des alten Schupp seine Wahrheit: studiosus est animal aut nihil aut aliud agens. Aber abusus non tollit usum: die richtig verstandene und richtig gebrauchte Lernfreiheit hat sich im großen und ganzen doch bewährt.

———

Dritte Vorlesung.

Allein diese Lernfreiheit, meine Herrn, von der das letzte Mal die Rede war und noch öfters die Rede sein wird, ist wirklich nicht die einzige Erscheinungsform der akademischen Freiheit. Noch mehr in die Augen fallend ist die studentische Lebensfreiheit, die Ungebundenheit auch in sittlicher Beziehung. Auch da war der Knabe unfrei: im Schoß der Familie, im Organismus der Schule war seine Tugend die des Gehorsams; nicht er gestaltete sich sein Leben, sondern andere thaten es für ihn und fügten sein Leben ein in den Geist und in die Sitte von Schule und Haus. Was er zu thun und zu lassen hatte, war ihm vorgeschrieben, er brauchte nicht zu wählen, er durfte nicht wählen, er mußte fragen, alles wurde ihm erlaubt oder verboten, so war er sittlich unfrei. Und eben deswegen fehlte ihm auch noch jede Eigenart: er war noch keine Individualität, er sollte erst eine werden; als Glied der Familie partizipierte er an dem Geist des Hauses, als Schüler war er einer unter vielen. Gerade die Schule hat nicht die Pflicht zu individualisieren, sie kann das auch gar nicht, sondern zu

nivellieren und die Einzelnen mit ihren besonderen Neigungen, Anlagen und Bedürfnissen vor eine Art von ehernem Gleichheitsgesetz zu stellen.

Jetzt wird der Schüler akademischer Bürger. Auch die Schule war so etwas wie ein Staat im Kleinen, aber ihre Verfassungsform ist die des aufgeklärten, gelegentlich auch die eines recht unaufgeklärten Despotismus, der Schüler ist Unterthan, nichts weiter. Der Bürger dagegen hat das Selbstbestimmungsrecht, er ist frei. Frei wovon? Nicht mehr, davon war das letzte Mal die Rede, von dem allgemeinen bürgerlichen Gesetz, er ist nicht mehr souverän in seinem Auftreten gegen die Außenstehenden: die Person und das Eigentum des Philisters sind gegen ihn geschützt, hier findet seine Freiheit ihre notwendige Schranke. Frei also nicht vom Gesetz; auch nicht vom Sittengesetz; dieses obere Stockwerk versteht sich immer für jeden Menschen nach einem Wort von Fr. Vischer von selbst. Wohl aber frei von der Sitte.

Zwischen Sitte und Sittlichkeit besteht ja ein eigenartiges Verhältnis: jene ist gewissermaßen Vorhof und Zaun für diese; sittlich sein heißt nicht zum wenigsten auch willig sich der Sitte fügen und mit Bewußtsein thun, was sie gebietet oder auch — es nicht thun, ihr entgegentreten, wo sie veraltet, unvernünftig, widerspruchsvoll, wo die Sitte zur Unsitte geworden ist. Denn auch sie, wie ja auch die einzelnen Sittengebote, sind Menschenwerk und darum nicht unfehlbar, sondern der Kritik unterworfen, nicht ewig,

sondern veränderlich und wechselnd. Namentlich ist in der Sitte viel Konventionelles, woraus Sinn, Zweck und Recht längst entwichen, das zur leeren Form geworden ist.

Eben deswegen nun muß der sittlich sich bildende Mensch einmal in seinem Leben eine Periode durchmachen, wo er sich auf sich und seine Stellung zur Sitte und sittlichen Substantialität besinnt: das kann am besten in einer Zeit geschehen, wo er auch thatsächlich von ihr losgelöst, ihr frei gegenüber stehen darf; und darum ist ein solcher Zustand der Ungebundenheit für die Entwicklung des sittlichen Charakters ein so großes Glück. Aber was bindet denn den Menschen an die Sitte? Die öffentliche Meinung mit ihren Bannsprüchen, die fast wie die kirchliche Exkommunikation im Mittelalter wirken. Soll ich daher die Sitte unbefangen prüfen können, so muß ich vor diesen Bannsprüchen sicher sein, muß sie nicht zu fürchten haben; und das eben ist das glückliche Vorrecht des Studenten. Unbekannt, fremd und namenlos in der Stadt, wo er studiert, kümmert er sich nicht um das, was die Leute über ihn sagen und denken, weil sich diese auch nicht mit ihm beschäftigen, sich auch um ihn nicht kümmern. Ein Einwand, daß sich die öffentliche Meinung ja doch mehr als ihnen lieb sei, um die Studenten kümmere, kommt hier jedenfalls zu früh: ich rede vom Einzelnen und dies gilt nur von der Gesamtheit. Und so liegt hier wirklich der Grund zu der goldenen Rücksichtslosigkeit des Studenten, der keine Rücksicht nimmt und zu

nehmen braucht, weil die Welt auch auf ihn noch keine Rücksicht nimmt, im Doppelsinn des Wortes noch nicht mit ihm rechnet.

Das trifft, wie Sie sehen, nur auf den fremden Studenten zu: der einheimische, der seine Familie an Ort und Stelle hat, ist deshalb kein voller und ganzer, weil kein ganz freier Student. Er kann dafür andere große Vorteile haben, aber den der gegenseitigen Rücksichtslosigkeit hat er nicht: er muß um seiner Familie willen auf die öffentliche Meinung Rücksicht nehmen, weil man ihn kennt und als Haussohn mit ihm rechnet; und er muß mit den Anschauungen seines Hauses rechnen, darf sich hier nicht über alles wegsetzen, sonst gerät er in Konflikte, in Sorgen, vielleicht gar in Unwahrheiten aller Art: nur bei einem recht verständigen und vorurteilsfreien Vater, um von der Mutter gar nicht zu reden, wird es daher auf die Dauer gelingen, und deswegen ist es in der Mehrzahl der Fälle gewiß besser, auf fremde Universitäten zu gehen.

Also diese Zeit akademischer Lebensfreiheit ist richtig verstanden die Zeit des ethischen Zweifels am Recht alles in der Sitte und durch sie Bestehenden und Geltenden. Das kann in aller Ruhe und Stille, sozusagen theoretisch, philosophisch vor sich gehen; es kann aber auch in gärendem Sturm und Drang, praktisch, zu einem kühnen und kecken sich Darüberhinwegsetzen führen, und auch das ist, weil so natürlich, nicht ohne weiteres abnorm oder tadelnswert. Wozu soll denn die Jugend vor etwas Respekt haben, dessen Zweck sie

nicht einsieht? Das liegt im Interesse des sich zur Bewußtheit durcharbeitenden Jünglings, es liegt aber auch im Interesse der Sitte und ihrer Reinigung und Weiterbildung selbst, daß der Student als künftiger Träger und Vertreter der Sitte und der sie schützenden und fordernden öffentlichen Meinung auch das Hohle, Zwecklose und Nichtige davon einmal gründlich durchschaut und verachten gelernt habe. Es giebt auch in dieser Welt der Sitte und sogenannten sittlichen Anschauung gar vieles, was wert ist, daß es untergehe und in Trümmer geschlagen werde: der Student kann das nicht besorgen, dazu ist er noch zu jung und hat noch nicht Autorität genug; aber daß er es einmal für sich probiere, ohne diesen Respekt vor dem Geltenden auszukommen und fertig zu werden mit dem Leben, daß er sich mit dem Mut erfülle, sich, wo es nötig ist, darüber hinwegzusetzen, das ist sein gutes Recht und liegt im Interesse des sittlichen Fortschritts. Der Philister ist der ewige Rücksichtnehmer, der Student ist der absolut Rücksichtslose, nicht um es zu bleiben, sondern um sich einmal zu tauchen und gesund zu baden in dem Geist robuster Rücksichtslosigkeit, um sich salben zu lassen mit einem Tropfen revolutionären Oels, das jeder wahrhaft sittliche Mensch in sich haben muß und das die sittlichen Genien und Reformatoren der Menschheit, ein Sokrates, ein Jesus, ein Franz von Assisi, ein Luther in so hervorragendem Maße in sich gehabt haben.

Nun ist ja dabei freilich möglich und liegt dem

abstrakten Geist der Jugend nahe, daß sie zu einer unberechtigten und vorschnellen Verallgemeinerung, einer radikalen Mißachtung unserer, freilich von unvernünftigen Bestandteilen durchsetzten, aber darum doch nicht ganz unvernünftigen Sitte kommt und sich deshalb mit der ganzen Keckheit, der ganzen Unverantwortlichkeit des jungen und daher geschichtslosen Menschen völlig über sie hinwegsetzt. Namentlich der äußeren Sitte und Form gegenüber, deren Notwendigkeit und Sinn nicht immer leicht zu verstehen und einzusehen ist, wird das häufig genug der Fall sein. Wenn die Glock' soll auferstehen, Muß die Form in Stücke gehen! Die Glocke selbst aber ist formlos flüssiges Metall, ehe sie zur geformten Glocke wird; eben deswegen kommt es bei der Jugend auf das Metall an, ob es edel, ob die Mischung rein sei, nicht auf die Form, die ja erst werden soll. Und deswegen gefallen uns auch die Studenten nicht, die schon ganz Form, damit schon ganz fertig, die so überraschend glatt und gewandt sind; sie verraten dadurch, daß sie auch den Nutzen der Form erfaßt haben und um seinetwillen sich beugen vor der konventionellen Sitte, die ihnen doch noch nichts sein kann, daß sie strebsam fragen: was nützt und bringt vorwärts in der Welt? nicht: was ist vernünftig und gut? Ich rede damit der Rüpelhaftigkeit und Unhöflichkeit wahrhaftig nicht das Wort; der Student, der mit dem Hut auf dem Kopf in mein Zimmer tritt, mißfällt auch mir; aber die Parzivalsnatur, der tumpe Jüngling, der schüchtern und linkisch oder als derber Natur-

bursche auftritt, ist mir doch lieber als der aalglatte junge Herr, der sich benimmt wie ein angehender Diplomat oder wie ein siegessicherer Commis voyageur; denn von ihm fürchte ich, daß er ein Streber oder ein Hohlkopf sei, daß er sich beuge, wo die Gewalt sich regt und eben darum sich nie zu einer eigenen und eigenartigen Individualität und Persönlichkeit entwickeln, nie auch nur zu einer eigenen und selbständigen Meinung sich aufschwingen werde. Schön gezacket ist der Bruch! heißt es von der Glockenspeise: die Sitte schleift die Zacken weg, sie uniformiert und nivelliert; Bildung heißt aber unter anderem auch Festhalten an Eigenart und Selbständigkeit, nicht Mollusk und Schilf, sondern knorriges, hartes Eichenholz sein.

Daß hiebei die Unterschiede der häuslichen Sitte und Erziehung eine Rolle spielen und alles Recht haben, nach- und in das Studentenleben hereinzuwirken, das weiß ich wohl; nur versteht sich das von selbst und ist heute nicht das, um was gekämpft werden muß. Unsere Bildung und gebildete Sitte ist fraglos uniform, schablonenhaft, ist Massenbildung geworden, und darum fehlt es uns so sehr an Charakteren; denn wahre Bildung ist Ausgestaltung der Eigenart. Was soll also aus unserer deutschen Bildung und aus der deutschen Männerwelt werden, wenn schon unsere Jünglinge als glatt geschliffene, das heißt aber dann als verschliffene Dutzendmenschen umherlaufen? Uns Erwachsene zwingt das Leben, die Gewohnheit und vor allem die Macht der öffentlichen Meinung in das Joch

der Sitte und der Form; Sie sind freie Menschen und sollen sich diesen Zwang nicht anthun, dieses Joch wenigstens nicht so unbesehen, nicht so widerstandslos auflegen lassen. Und da will es mir doch oft vorkommen, wenn ich zusehe, wie sich die jungen Herren gegenseitig vorstellen, mit welcher formvollendeten Grandezza und Feierlichkeit, oder ästhetisch gesprochen, mit welchen steifen Armverrenkungen sie sich begrüßen, als wären Sie gegenseitig lauter wirkliche Geheime Räte, eine wahre Mandarinenhierarchie und nicht Komilitonen, nicht freie Bürger eines demokratischen Gemeinwesens, es will mir vorkommen, als sitze auch Ihnen der Zopf schon recht gehörig im Nacken, als seien Sie auf dem besten Wege, vor der Zeit recht unfreie und armselige Bildungsphilister zu werden.

Daß sich freilich im Zusammenhang mit diesem Wertlegen auf die Form in der studentischen Sitte auch vieles gebessert hat, erkenne ich dabei gerne an: die renommistische Roheit, die Leben, Person und Eigentum des Philisters nicht verschonte, ist verschwunden, mit der Anwendung des gewöhnlichen Strafkodex auch auf den Studenten ist auch viel innere Gesittung und Sittigung Hand in Hand gegangen oder vielmehr gekommen. Und auch die Verhöhnung unserer, der Erwachsenen, Sitte ist mit Fug und Recht bei Ihnen aus der Mode gekommen; denn nicht der ist frei, der seiner Ketten spottet. Schon in der Kleidung zeigt sich das. Der Student des Mittelalters trug das klerikale Gewand, das ihn mehr noch schützte als daß es ihm Pflichten

auferlegte. Aber auch als dieses fiel, behielt er als eine Art Fortsetzung des korporativen Gemeingefühls seine besondere Tracht; noch ich bin im polnischen Schnürrock, den wir, glaube ich, für altdeutsch hielten, über die Straßen gegangen. Heute ist wie der Degen zur Selbsthilfe, so auch die Eigenart der Kleidung beim Studenten verschwunden, Sie gehen umher wie andere junge Leute Ihres Alters auch, und der die Philistertracht verhöhnende Uebermut, in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Marktplatz umherzuschlendern oder vor der Kneipe zu sitzen, würde fraglos dem Unfugsparagraphen verfallen. Geblieben ist, soviel ich sehe, nur noch eine gewisse Sorglosigkeit auf der einen Seite, die sich gelegentlich einmal bis zum Cynismus steigern kann: was geht den Studenten die Mode an? oder aber ein kleiner Rest noch von Besonderheit, etwas Flotteres, Bunteres, und darum auch keine Scheu, durch farbige Mützen und Bänder vor andern jungen Leuten Ihres Alters aufzufallen.

Diesem Recht aufzufallen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Studenten sogar auf die Gigerlmode hereingefallen sind. Diese häßliche Zuhältertracht, die die physische, intellektuelle und moralische Impotenz so schamlos und so blödsinnig zur Schau trägt und darum freilich auch der Keule bedarf, die in diesen Händen nur ein Zeichen der bleichen Angst und des Rowdytums zugleich sein kann, ist des Studenten einfach unwürdig. Und auch den Frack, dieses unschöne Paradestück männlichen Ungeschmacks, könnten Sie billig den

Philistern überlassen; selbst im Examen, doch erst der Schwelle zum Philisterleben, ist der Student noch Student und sollte darum nicht schon äußerlich markieren, wie eilig er es habe, den Studenten aus- und den Philister anzuziehen: wir würden Ihnen diese Nachahmung unserer Sitte gewiß gerne erlassen.

Aber wohin bin ich geraten? Ich bin von der akademischen Freiheit ausgegangen und bei Gigerlmode und schwarzem Frack angekommen. Allein ganz bin ich daran nicht schuld: warum haben Sie sich in die Knechtschaft der Mode begeben? Und dann, am Aeußeren hängt doch immer ein Inneres, es giebt nach Carlyle auch eine Philosophie der Kleider. In solchen Aeußerlichkeiten kann sich daher auch ein Preisgeben und Verlust der inneren Freiheit verraten. Und doch kommt es just auf diese an. Denn wenn wir jetzt fragen: worin besteht nun also die akademische Freiheit? so ist ja klar: immer weniger in einem Aeußeren; darin hatten jene Schwarzseher doch recht; mit der akademischen Gerichtsbarkeit ist auch viel von der äußeren Ungebundenheit des akademischen Lebens verloren gegangen. Aber daran hängt auch die akademische Freiheit nicht, soll und darf sie nicht hängen. Sie ist in Wahrheit, wie alle Freiheit, eine innere und nur als solche wert zu existieren: nicht auf die Form kommt es an, sondern auf die Gesinnung, und diese freie Gesinnung muß aus einer unklar gärenden und stürmenden revolutionären immer mehr zu einer klaren sittlichen Freiheit werden. Diese zu erwerben, dazu

ist die Studienzeit, das ungebundene und an nichts sich bindende Leben des Studenten da. Frei ist der Bursch, der sie hat und sie als unverlierbaren Besitz mit hinausträgt in das alltägliche Leben des Philisteriums und des Berufs. Aber wohlgemerkt: diese Freiheit ist heutzutage kein Geschenk mehr, das Ihnen in den Schoß geworfen wird, sondern ein Gut, das Sie sich selber erwerben müssen. Daran hindert Sie auch heute noch nichts, wenn Sie sich nur selbst nicht zu Sklaven machen und nur selber sich keine Sklavenketten schmieden. Frei ist der Bursch! In ihrer Hand liegt es, daß er es auch heute noch sei und fernerhin bleibe.

Vierte Vorlesung.

Aber freilich, meine Herrn, jene akademische Freiheit hat als ein Losgebundensein von den Schranken der Sitte auch ihre schweren Gefahren, und daher ist es doch gut, daß sie auch äußerlich keine schrankenlose mehr ist. Ich meine damit nicht jenen Rest akademischer Disziplinargerichtsbarkeit: der thut nicht mehr viel weh und es bedarf keiner allzugroßen Schlauheit oder Enthaltsamkeit von Ihrer Seite, um acht Semester lang jeden Konflikt, jede Berührung mit ihr zu vermeiden. Sondern ich meine damit die Gesetze, die sich der Student selbst giebt. Je größer und je innerlicher die Freiheit, desto größer die Verantwortlichkeit, d. h. die Pflicht zur Selbsterziehung. Und zwar ist diese sowohl eine individuelle als eine soziale, beide gehen mit einander Hand in Hand.

Individuell ist etwas da, was jeder von Ihnen mitbringt, das ist der sittliche Fonds von Schule und und Familie: der Segen der Mutter, das Vorbild des Vaters, der gute Geist des Hauses und der Schule — alles das läßt Sie nicht los, begleitet Sie auf die Hochschule und wirkt in der Erinnerung und in den

Verbindungen, die Sie mit den Ihrigen aufrecht erhalten, nach. Ein reger Briefwechsel ist ein solches Band, das hält, ein Faden, der bindet; wenn die Briefe anfangen, seltener zu werden oder ganz aufhören, so ist das immer ein schlimmes Zeichen. Und wenn man so oft über unsere allzulangen Ferien klagt — wir werden darüber noch reden —, so vergißt man, daß sie doch auch eine Art sittlichen Jungbrunnens sind, wo der Student wieder Sohn und Bruder und Kind des Hauses und Glied der bürgerlichen Gesellschaft wird und sich wieder anlehnt an die Sitte und Sittlichkeit der übrigen Welt, allemal wieder eine Probe sozusagen auf das Exempel, wie die akademische Freiheit bei ihm angeschlagen habe und wie die Wiederkehr aus dieser Freiheit in die Gebundenheit und Enge des philisterhaften Daseins wohl dereinst gelingen werde.

Neben solchen guten Genien, die Sie mitbringen, ist aber der beste Schutz doch immer wieder das, was Sie auf der Hochschule selber finden, die Arbeit. Sie ist der sittliche Halt, den Sie sich selber täglich geben; denn Müßiggang ist aller Laster Anfang, bei dieser alten Philisterweisheit bleibt es doch in alle Ewigkeit. Die Universität giebt in ihren Einrichtungen zum Arbeiten die Anregung, Anreiz und Mittel; aber benützen muß sie jeder Einzelne wollen, das ist sein Freiheitsrecht; denn nur das frei Erworbene ist auch hier wirklicher Besitz.

Doch neben solchem ganz individuellen Schutz gegen die Gefahren der Freiheit steht auch hier ein soziales

Element. Die Universitas war eine Korporation, jede Korporation hat ihre eigenen Gesetze, und sie beschränken oft weit mehr als von außen kommende die Freiheit ihrer Glieder. Da wäre ja zuerst an den Kodex des **Komments** zu denken, der uns alsbald zum Verbindungsleben führen könnte. Aber diese seine Herkunft und seine Anwendung soll hier noch nicht besprochen werden, sondern nur ein vorläufiges kurzes Wort über ihn selbst. Und da ist es ja ganz gewiß berechtigt und natürlich, daß Sie für Ihre Zusammenkünfte, Verbindungen und geselligen Beziehungen sich solche äußeren Formen und Symbole geschaffen haben, und daß sich der Einzelne denselben gehorsam unterwirft. Und es ist ebenso natürlich, daß der, der darin lebt, diesen Formen mehr Gewicht beilegt, als der Außenstehende dies begreifen und gutheißen will. Auch pulsierte in ihnen allen dereinst gewiß lebendig Sinn und Zweck; heute sind aber auch sie meist konventionell geworden; denken Sie nur an den Salamander, von dem niemand mehr so recht weiß, was Wort und Sache bedeuten, und der darum doch in ewiger Jugend weiter exerziert wird. Solche konventionellen Dinge muß man daher lernen, handhaben lernen, um sich frei darin zu bewegen. Das ist alles. Und ganz richtig ist, daß der, der das nicht kann, sich lächerlich macht, wie jemand, der nicht weiß, wie man beim Fischessen mit Messer und Gabel umgeht: das ist aber auch alles. Dagegen giebt es Studenten, die auf diese äußerliche Zeichensprache einen übertriebenen Wert legen, als

läge darin Wesen und Geist des Studententums. Das sind jene hohlen und geistlosen Elemente, die sich deswegen an die Form und an die Schale halten müssen, weil es ihnen an innerem Gehalt fehlt, und die dann freilich der Beobachtung des Komments eine Wichtigkeit beilegen, als ob derselbe vom heiligen Geist des Studententums selbst diktiert wäre. Mir waren diese Feuerreiter des Komments, diese studentischen Formalisten von jeher die unsympathischsten Gesellen.

Nein, nicht der Komment, sondern die Ehre, das ist das Grundgesetz des Burschentums. „Ein honoriger Bursche" zu sein, das war zu allen Zeiten Ziel und Streben des rechten Studenten.

Das führt auf die heikle Frage: was ist die Ehre? Lessing läßt bekanntlich seine Minna von Barnhelm sagen: die Ehre ist — die Ehre. Und viel genauer läßt sich dieselbe auch nicht bestimmen. Auch sie gehört wie die Sitte zur Sittlichkeit im weiteren Sinn, ist so etwas wie Vorhof und Zaun derselben und wie sie ein durchaus Soziales. Während aber die Sittlichkeit im engeren Sinn — allen Nietzscheanern zum Trotz sei das gesagt — ein durchaus Demokratisches ist, weil sie darauf ausgeht, ein allgemein Menschliches zu werden, so hat die Ehre einen entschieden aristokratischen Zug, etwas Ab- und Ausschließendes, etwas von Kastengeist und Standesvorurteil an sich. Denn bei ihr handelt es sich wirklich in erster Linie um den Stand und um meine Wertung innerhalb meines Standes, um die Meinung, die meine

Standesgenossen von mir haben und um den Wert, den ich dieser ihrer Meinung von mir beilege. Wenn ich als Professor ein Plagiat begehe oder profiteor, was ich nicht denke und glaube, so verliere ich meine wissenschaftliche Ehre, und das Forum dafür ist die Universitas magistrorum et scholarium; die draußen Stehenden haben dafür nur ein verwundertes Oh! Was kaufmännische Ehre ist, zeigt uns G. Freytag in seinem „Soll und Haben;“ und die Ehre des Arbeiters besteht darin, seine Arbeit recht zu machen und seinen Arbeitsgenossen ein treuer Genosse, nötigenfalls selbst beim Streik ein treu zu ihnen haltender Genosse zu sein. Daß dabei Ehre und Sittlichkeit in Konflikt kommen können, wissen wir alle, es sind dies die grausamsten, die schwersten Konflikte: wer mit gutem Gewissen ehrlos wird, ist ein tieftragischer Mensch, und unglücklich ist ebenso umgekehrt, wer der Ehre sein Gewissen zum Opfer bringt. Das mußte vorangeschickt werden, wenn wir uns die studentische Ehre verständlich machen wollen.

Wenn ich frage, worin diese besteht, so liegt die Antwort nahe, daß der Student Mut zeige und sein Wort halte. Fichte hat die drei F als der Sünden schwerste bezeichnet: die Faulheit, die Feigheit, die Falschheit. Feigheit und Falschheit in jenem beschränkten Sinn des Wortbruchs verbietet auch die studentische Ehre. Aber sie verbietet auch Einiges nicht, und davon soll zuerst die Rede sein.

Nicht verbietet sie die Faulheit: ist das gut und

recht? Nach früher Gesagtem zunächst: ja! Sie sehen, meine Herrn, ich bin tolerant; aber ich fürchte, das dicke Ende kommt noch nach. Zur Lernfreiheit gehört auch die Freiheit, nicht zu lernen, faul zu sein, das mußte ich anerkennen, und darum wäre es eine Verletzung der akademischen Freiheit, wenn Ehrlosigkeit als Strafe auf die Ausübung dieses Rechtes gelegt würde. Und doch, wie ist es damit in Wahrheit? Zunächst ist Fleiß keine so einfache und eindeutige Sache. Ist der, der die Kollegia schwänzt und als Jurist sein corpus juris, als Theologe seine Dogmatik vernachlässigt, darum notwendig faul? Er ist kein fleißiger Jurist, kein fleißiger Theologe, gewiß; aber er kann darum doch voll geistigen Bildungsstrebens, voll reger Interessen, voll innerer Arbeit sein. Da nun aber wir, Professoren und Komilitonen, im wesentlichen nur den Fachfleiß zu beurteilen im stande sind, so wäre es vom Uebel und eine arge Ungerechtigkeit, wenn wir über den Mangel daran die Strafe der Ehrlosigkeit verhängen wollten. Aber nicht zu verkennen ist, daß, wo bei einem die Faulheit eine absolute, das Bildungsstreben und die geistige Regsamkeit = 0 ist, daß sich dem gegenüber doch langsam, aber unaufhaltsam auch unter Ihnen so etwas wie *ἀτιμία*, wie stille Verachtung einstellt. Man hat nichts an einem solchen Megatherium, darum will man auch auf die Dauer nichts mit ihm zu thun haben, man läßt es abfallen als ein unnützes Glied vom Stamm der geistigen Universitas.

Solcher Faultiere, die eben nur faul und ganz

faul sind, giebt es auf jeder Hochschule etliche, ich erinnere mich aus meiner Studentenzeit solcher Leute; aber sie sind gottlob selten. Gar nichts zu thun ist eigentlich nicht die Art der Jugend. Und darum ist solche absolute Faulheit mehr nur Begleiterscheinung und Folge zweier anderer Laster, der Trunksucht und der geschlechtlichen Ausschweifungen. Was sagt zu diesen die studentische Ehre? und was sagt sie zu einem dritten, das damit zusammenhängt, zu dem über seine Verhältnisse leben? Damit komme ich auf allerlei dunkle und heikle Punkte im deutschen Studentenleben, und ich darf mich nicht genieren, darüber offen mit Ihnen zu reden. Die Antwort ist ja klar: das alles macht im allgemeinen den Studenten nicht ehrlos. Was ist davon zu halten? ist das gut so? Wir müssen natürlich trennen und von jedem besonders reden.

Das Trinken ist ein Erbstück unseres deutschen Volkes. Recht wie ein übles Memento am ersten Tag der deutschen Geschichte heißt es darüber bei Tacitus (Germania c. 23): adversus sitim non eadem temperantia; si indulseris ebrietati, suggerendo quantum concupiscunt, haud minus facile vitiis quam armis vincentur.[1]) In gewissen Zeitaltern und Jahrhunderten

[1]) Für die neuen Kommilitonen aus den Oberrealschulen setze ich die deutsche Uebersetzung bei: „Dem Durst gegenüber zeigen sie nicht dieselbe Enthaltsamkeit; wer den Germanen an seiner Unmäßigkeit faßt, indem er ihm zu trinken schafft, soviel sein Herz begehrt, der wird künftig ebenso leicht durch seine Laster als durch Waffengewalt mit ihm fertig werden.“

sind wir geradezu ein Volk von Trinkern gewesen und unser Ruhm bei mäßigeren Völkern war in dieser Beziehung nicht fein. Die Deutschen haben immer noch eines getrunken; wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann — das spricht der Deutsche in Sprichwort und Lied ganz harmlos aus, und damit scheint sich auch der trinkende Student rechtfertigen zu können: er ist auch darin nur der Sohn seines Volkes. Nun will mir freilich scheinen, als könnten wir es nicht mehr so gut wie unsere Altvordern; und was man nicht kann, das sollte man billig lassen. Unser Magen ist offenbar schwächer, unsere Nerven sind offenbar widerstandsunfähiger geworden; vielleicht ist auch der Stoff daran mit schuld, unsere Getränke sind heutzutage künstlicher und raffinierter, verfälschter und ungesunder. Trotzdem aber ist, im Zusammenhang mit der sich erhöhenden Lebenshaltung aller Volksschichten, das Laster ein allgemeineres geworden; und damit zugleich auch mehr als je ein Krebsschaden am Volkswohlstand und an der Volksmoral, an der Volksgesundheit und Volkskraft.

Und da greift nun zum erstenmal, was ich noch oft zu sagen haben werde, die soziale Frage auch in Ihre Lebenskreise und Lebensführung herein. Das Saufen war in gewissen Zeiten ein Vorrecht der Fürsten und des Adels, sie tranken Wein; dann schien es, als ob der Akademiker, der Student ein solches Privilegium habe, er trinkt Bier; jetzt ist der Alkoholismus längst kein Standesvorzug mehr, sondern eine

recht demokratische Sitte; denn wer nicht anders kann und vermag, trinkt wenigstens den billigen Schnaps. Allein gerade in dieser scheinbar trostlosen Allgemeinheit des Trinkens liegt auch die Hoffnung auf Besserung: Saufen gilt heute nicht mehr für vornehm und ist nicht mehr salonfähig, sondern es ist als allgemeines Laster ein gemeines Laster geworden; und daher ist es jetzt vor allem an denen, die einst die Leiter und Führer der Nation, die Ritter vom Geist, die Aristokraten der Bildung und Intelligenz sein sollen und werden wollen, es zuerst an sich selbst zu bekämpfen und abzuthun und so auch den andern mit gutem Beispiel voranzugehen, indem sie es unter sich ächten und lassen. In ernsten Zeiten sang einst Uhland den Mädchen zu:

> Ihr besonders dauert mich,
> Arme Mädchen, inniglich,
> Daß ihr just in Zeiten fielet,
> Wo man wenig tanzt und spielet.

Etwas von diesem Bedauern erfaßt auch mich, wenn ich mir den Studenten von heute ansehe: der Ernst des Lebens ist mit Macht auch an ihn herangetreten, er soll sich heute allerlei Dinge versagen, die früher üblich gewesen sind und für erlaubt und unverfänglich gegolten haben. Dazu rechne ich in erster Linie auch das Trinken. Es ist gegenwärtig auch in Ihren Kreisen soviel die Rede vom reinen Deutschtum: zum reinen Deutschtum gehörte in guter alter Zeit fraglos auch das Saufen. Aber ich kann nicht finden,

daß es im Interesse unseres deutschen Volkes nach innen und nach außen liegt, auch nur in studentischen Kreisen dieses echte Stück des Germanentums zu konservieren und zu pflegen. Auch der Student muß sich vielmehr dem auf der ganzen Linie eröffneten Kampf gegen dieses urdeutsche Laster anschließen und dabei ganz bescheiden und schlicht — bei sich selber anfangen.

Will ich nun darum, Sie sollen jeden Rausch für ehrlos erklären? und will ich jede bacchische Lust im Keime knicken und ersticken? Völlige Abstinenz gehört in das Kapitel der evangelischen Ratschläge, nicht zu dem sittlich Notwendigen und Unerläßlichen, d. h. sie wird zur Pflicht nur für den, der seiner selbst nicht sicher ist. Daß aber ein normaler Student sogar auch einmal in Baccho excediert, das halte auch ich für kein Schimpfliches und würde es noch für viel natürlicher halten, wenn nicht schon unsere Herrn Tertianer und Sekundaner anfangen wollten, versierte Trinker zu sein und regelrecht zu kommersieren: das allerdings halte ich für sehr schlimm und sehe darin einen schweren Vorwurf — nicht gegen die Schule, die kann nicht alles leisten, sondern für die Eltern, die das zu verhindern zu gleichgültig oder zu schwächlich sind. Nicht natürlich in der prämeditierten Absicht, sich zu aichen und zu messen, wieviel er vertragen und leisten könne, aber ganz unwillkürlich kommt gerade der unverdorbene und mit sich selbst noch unbekannte junge Mensch gelegentlich an den Rand und auch über den Rand seines Leistens und Könnens hinaus. Daß wir zusammen-

trinken, wenn wir uns zusammenfreuen, das ist ein Recht und eine Sitte, die psychologisch begründet ist. Und daß sich der Student diesem sich Zusammenfreuen mit vollen Zügen hingiebt und dabei auch in vollen Zügen den Becher leert und wieder füllt, daß er sich nicht satt freuen kann, in heiterem Kreise nicht aufhören will selig zu sein, und so die Sitzung und das Trinken über Gebühr verlängert und dabei in bacchischer Lust zu weit geht, das, meine Herrn, wird schwerlich aufhören, solange es Jünglinge und deutsche Studenten giebt. Und wenn ich sage: das soll auch nicht aufhören, so sehen Sie auch meine Meinung darüber: das Trinken lasse ich gelten lediglich als Symbol und Ausdruck eines Geistigen, der begeisterten und seligen Stimmung, der jenes idealste Trinklied Goethes:

In allen guten Stunden
Erhöht von Lieb und Wein
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein

den feinsten und begeistertsten Ausdruck gegeben hat. Dabei ist das Trinken nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel und ein Ingrediens überschäumender Jugendlust. Wer so und nur so trinkt, der wird auch kein Säufer, da kommt es nicht zu jenen wüsten und gemeinen Trinkorgien, nicht zu viehischer Besoffenheit. Wer nur trinkt, wenn er begeistert ist, der geht schließlich wie Sokrates vom Symposion davon als ein besonnener weiser Mann, der kein Spielverderber ist und sich von seiner Sinnlichkeit doch nicht unterkriegen läßt.

Weil Begeisterung keine Marktware des Alltags ist, so ist er auch nicht in Gefahr, zum Gewohnheits- und Alltagssäufer zu werden, zumal wenn er sich durch die darauf gesetzte Naturstrafe des Katzenjammers mahnen läßt, daß es bei der Ausnahme bleiben soll, weil letzten Endes doch auch sie ein Nichtseinsollendes ist.

Wenn ich aber von einem von Ihnen auf Tolstoi hingewiesen und hart getadelt werde, daß ich mich in dieser Frage nicht an ihn gehalten und auf seinen Standpunkt gestellt habe, so erwidere ich dem, daß doch auch ich an der akademischen Freiheit partizipiere und nicht verpflichtet werden kann, mich zu Göttern zu bekennen, an die ich nicht glaube. Tolstois vielfach so trüb fließender Mystizismus, seine urchristliche Askese in raffiniert modernem Gewand ist mir durchaus unsympathisch, Tolstoi hat mir weder für Kopf noch für Herz je irgend etwas gegeben. Was aber die Frage anlangt: warum betrinken sich die Menschen? so mag es ja sein, daß mancher sich in pessimistischer Stimmung und Verstimmung dadurch betäuben und über das Weltelend hinwegtäuschen will. Aber einmal halte ich das bei Studenten und Germanen für etwas durchaus Ungewöhnliches und Widernatürliches: meist ist das nur ein philosophisches Mäntelchen um eine böse Lust und üble Angewohnheit; und dann kann ich eben auch dem trinkenden Pessimisten nur sagen: er lasse es bleiben, es hilft ihm doch nichts, sondern macht den Jammer nur größer.

Und nun wüßte ich freilich an sich nicht, warum

der Student nicht den Unterschied machen und den Alkoholisten und Asoten optimistischer oder pessimistischer Observanz, der der Studentenschaft wirklich nur Unehre macht und Schande bringt, für ehrlos erklären, den begeisterten Zecher dagegen voller Ehre würdigen könnte. An sich allerdings nicht. Aber wer will entscheiden, wo das eine anfängt und das andere aufhört? Und darum thut die Studentenschaft schließlich doch recht daran, wenn sie das Trinken überhaupt nicht vor ihr Forum zieht, sondern es jedem überläßt zuzusehen, wie er es treibe. Der honorige Student wird darum den Asoten doch recht niedrig werten und mehr und mehr meiden: dieser ist ja meist auch jener unverbesserliche Faullenzer, der über dem sinnlichen Genuß, über Rausch und Jammer die geistigen Interessen verliert und darum aufhört, interessant, aufhört ein erfreulicher Kamerad und ein guter Geselle zu sein.

Schlechthin verwerflich aber sind eben darum auch alle Veranstaltungen des zwangsmäßigen Trinkens, in welcher Form sie immer auftreten. Denn fürs erste sind sie ein Rest des verwerflichen Pennalismus und ein Eingriff in die akademische Freiheit, die doch auch darin besteht, daß ich zu wählen das Recht haben muß, ob ich nüchtern bleiben oder mich betrinken will. Und fürs zweite handelt es sich hierbei um ein Trinken ohne Stimmung, und das widerspricht der einzigen Berechtigung eines Rausches, dem Rausch aus und in Begeisterung. Und deshalb kann ich auch in dem obligaten Frühschoppen nur eine üble Unsitte sehen.

Wann man trinken und wann man zum Trinken zusammenkommen will, das ist allerdings Sache freier Uebereinkunft und Selbstbestimmung, und die Hände zu ringen, wenn das auch einmal am Tag zwischen 11 und 1 Uhr geschieht, dazu ist kein Grund. Aber das Normale darf es nicht sein; denn

> Dem Guten ist's zu gonnen,
> Wenn am Abend winkt die Sonnen,
> Daß er in sich geht und denkt,
> Wo man einen Guten schenkt.

Das Bier macht nach Bismarck fraglos faul und dumm; darum ist es allenfalls ein Schlaftrunk, kein Frühtrunk, und darum halte ich es nicht für honorig, regelmäßig und anders als gelegentlich, anders als in festlicher Nachstimmung zum Frühschoppen zu wandeln.

Fünfte Vorlesung.

Das Trinken fällt also nicht unter das Kapitel der studentischen Ehre — gut meine Herrn! Aber nicht gut ist das andere, daß der Student, der honorige Student sogar auch lax denkt über sexuelle Ausschweifungen, über Prostitution und was damit zusammenhängt. Hier ist der studentische Ehrbegriff durchaus mangelhaft, hier ist er fraglos feige und schlecht. Es bedarf gar keines besonderen Aufwands von sittlicher Entrüstung, sondern nur ganz kühler Ueberlegung, um zu erkennen, daß die Prostitution wie eine Krebsbeule an der Gesundheit unseres Volkskörpers unendlichen Schaden stiftet:

> Opfer fallen hier,
> Weder Lamm noch Stier,
> Aber Menschenopfer unerhört!

Sie macht einen erheblichen Bruchteil der Männer physisch krank und — eben das ist der Fluch der bösen That — muß dann fortzeugend auch die kommenden Generationen schon im Keime verderben und vergiften. Sie ist fürs zweite die Brutstätte des gemeinsten Lasters in einem Umfang, von dem doch nur wenige von Ihnen

eine Vorstellung haben dürften. In Berlin allein machen 30000, in Paris weit über 40000, manche meinen über 100000 Frauen offen oder geheim aus der Unzucht ein Gewerbe, für ganz Deutschland berechnet man ihre Zahl auf mehr als 200000. Mit den Dirnen aber gehen als ihre Zuhälter die Gauner und Verbrecher in aller Welt zusammen. Und zum dritten ist die Prostitution auch eine Schule der Immoralität für jeden, der sich von außen her daran beteiligt und damit befleckt. Und weil das auch Studenten thun, muß davon die Rede sein.

In welchem Umfang? werden vielleicht halbungläubig einzelne von Ihnen fragen; wozu davon reden? das sind ja doch nur Ausnahmen! sagen hoffentlich recht viele von Ihnen. Aber thatsächlich verhält es sich damit leider ganz anders. Aus dem Material einer 6—700 Mitglieder umfassenden studentischen Krankenkasse in Berlin ist ermittelt worden, daß in zwei Semestern 25%, d. h. ein Vierteil der dieser Kasse angehörigen Studenten geschlechtskrank waren! Wäre nun auch der Schluß von der besonders versuchungsreichen Großstadt und von einem vielleicht eben deshalb aufgesuchten Krankenkassenverein auf alle deutschen Studenten ein zu rascher — aber, meine Herrn, er ist zur Schande der deutschen Studentenschaft öffentlich gezogen worden —, so ist es schon genug, wenn es statt 25 nur 12 oder 10 Prozent sind, es wären dann immer noch reichlich 3000 Studenten, die jährlich geschlechtskrank werden, also natürlich noch erheblich mehr,

die in jedem Jahr an der Prostitution beteiligt sind; in Straßburg, wo der Procentsatz unter dem Heer ein so besonders großer ist, wird, fürchte ich, auch unter den Studenten dieser Prozentsatz ein ganz besonders schlimmer sein. Aber auch nur zehn von hundert — sind das wenig? oder sind das nicht schreckhaft und sündhaft viele?

Allein, was ist es denn so Besonderes, was liegt denn daran? wird mancher, im Stillen wenigstens, fragen. Zunächst also, was daran liegt, das ist Ihre und wenn Sie erwachsen sind und eine Familie gründen, die Gesundheit von Frau und Kindern. Ich will einmal drastisch reden: nicht die Schule und nicht das Lernen ist schuld an der Nervosität unserer Zeit, wie es die Weichlichkeit von Eltern, Aerzten und Regierungen so gern behaupten und erweisen möchte, sondern vor allem das Saufen und das Huren, wie es gerade auch in unseren gebildeten Ständen im Schwange ist. Das Lernen und solider Fleiß hat nach meinen Erfahrungen noch niemand geschadet, aber die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Was daran liegt? fragen Sie. Schon jetzt in der Gegenwart Ihre ganze saubere, reinliche Existenz; denn die Prostitution ist das aller Unsauberste, das aller Schmutzigste und Häßlichste, was man sich denken kann; wer aber in Ihrem Alter körperlich nicht auf Reinlichkeit hält, der hält auch geistig nicht auf Reinheit. Und, meine Herrn, welcher Umgang für einen gebildeten jungen Mann! Sich gemein machen und

bemengen mit dem Auswurf, mit den Verworfensten des Volkes und Freude finden an einer solchen Unterhaltung, an Zoten und Zweideutigkeiten brutalster Art.

Aber weit Schlimmeres noch als das —! Daß es solche verworfene Geschöpfe giebt, daran sind die Männer und ist jeder Einzelne mit schuld, der sich mit ihnen einläßt. Und hierbei offenbart sich zugleich die schnöde Ungerechtigkeit des Männergeschlechts gegen die Frau. Erstens würde es keine Huren geben, wenn es keine Hurer gäbe, und dabei kommen auf eine Frau der Männer immer mehrere und viele: wieviele Unzucht treibende Männer mögen also wohl in Deutschland den 200 000 Unzucht treibenden Weibern entsprechen? Fürs zweite aber, warum ist es denn nur eine Schande für die Frau, warum wird nur sie ehrlos, verworfen und verfehmt, nicht auch er, der das Gleiche thut wie sie und mit ihr? Weil es uns Männern so bequem und angenehm ist, haben wir diesen heillosen Moral- und Ehrenkodex aufgestellt und haben ihn sogar gesetzlich legitimiert. Das Weib wird bestraft, das sich so hingiebt, der Mann dagegen, der sie benützt, geht straflos aus: ist das gerecht? Aber weil sich angesichts solcher Ungerechtigkeit die Frau schließlich doch abhalten lassen könnte, dem Mann zu Willen zu sein, haben wir ein Hinterpförtchen aufgethan und in § 361, 6 des deutschen Strafgesetzbuchs bestimmt, daß „die Weibsperson“ nur bestraft werden solle, wenn sie „gewissen polizeilichen Vorschriften zuwider“ gewerbsmäßig Unzucht treibt. So haben die Herren der Schöpfung

ihre Schamlosigkeit auch noch legitimiert und haben sich überdies durch polizeiliche und ärztliche Ueberwachungen und Untersuchungen — freilich vergeblich — gegen Ansteckung zu schützen und zu sichern gesucht. Und so sind unsere Verbote und ist unser Kampf dagegen eitel Windmühlenkampf und Heuchelei.

Und in diesem Schlamm und Sumpf der Unsauberkeit, der Ehrlosigkeit, der Brutalität und Heuchelei, da patschen auch deutsche Studenten lustig mit herum. Und was tragen sie davon mit hinaus in ihr Leben? Sie haben Mutter und Schwestern, Sie werden dereinst Braut, Frau, Töchter haben. Auch von jenen verlorenen Mädchen, um zuerst von ihnen zu reden, hat jede eine Mutter — vielleicht eine schlechte, dann sind sie umsomehr zu bedauern als Opfer der Vererbung und der Erziehung; vielleicht eine gute, dann ist diese zu beklagen ob ihres verlorenen Kindes; und manche von ihnen hat einen Bruder, wie Ihre Schwestern Sie, meine Herrn, zu Brüdern haben; was von diesen Brüdern der eine und andere, die besten gerade empfinden, das hat uns Goethe im Faust in der realistischen Gestalt des sterbenden Valentin in packender Anschaulichkeit gezeigt. Und wenn in dumpfem Grollen, in lauten Wutschreien heute die Rache sich ankündigt, welche Väter und Brüder dafür nehmen wollen, daß die Töchter des Volks den Lüstlingen der oberen Hunderttausend sich preisgeben, hat dieses Grollen, hat diese Wut, hat dieser Schrei nach Rache Unrecht? Und auch daran, an der Heraufbeschwörung eines Rache-

gerichts sondergleichen, beteiligen Sie deutsche Studenten sich, 3000 von Ihnen schüren auf diese Weise alljährlich den Klassenhaß und beschwören straflos den großen Umsturz mit herauf.

Und nun kommen Sie in den Ferien nach Hause: entweder so frech geworden durch den Umgang mit frechen Dirnen, daß die anständige Frau, die eigene Mutter, die eigene Schwester Sie langweilt, weil sie ehrbar ist; oder aber, wo noch so viel Scham vorhanden ist, wie können Sie der Mutter und den Schwestern da noch frank und frei ins Auge sehen? was Sie vom Weibe halten und wie Sie des Weibes brauchen wollen, das haben Sie ja im Semester gezeigt und bethätigt. Und was sollen das dereinst für Ehen geben? Von der gemeinen Seite nur kennen Sie die Frau, und diesen Fluch der Gemeinheit tragen Sie aus Ihrer Studentenzeit mit herüber in Ihre eigene Ehe: Sie achten das Weib gering, weil Sie erst geholfen haben es verächtlich zu machen.

Daß das aber keine Uebertreibungen sind, das zeigen gewisse Erscheinungen unserer jüngst-deutschen Litteratur, an der wahrlich nicht ein künstlerisch mehr oder weniger berechtigter Naturalismus und Realismus, sondern das das Betrübende ist, daß hier ganz junge Autoren und mit ihnen die Leser an der Schilderung von Dirnen Gefallen finden, diesen Verkehr als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches betrachten und uns aufreden wollen, diese Kellnerinnen und Mädchen für alle seien die eigentlich interessanten, um nicht zu

sagen: die idealen Frauengestalten. Das wäre nicht möglich, wenn diese studentischen oder kaum den Studentenjahren entwachsenen Schriftsteller nicht Jahre lang mit solchen Weibern verkehrt und an ihnen „die Frau“ studiert hätten.

Aber trotz alledem und alledem, die Beteiligung des Studenten an der Prostitution gilt nicht für eine Beeinträchtigung und Verletzung seiner Ehre. Oder am Ende doch? Müssen Sie nicht wenigstens die Farben Ihrer Korporation ablegen, wenn Sie ins Bordell gehen? Das wäre doch noch etwas wie ein Rest von Scham und wie ein Zugeständnis an die Ehre. Ich halte auf Paragraphen und Statuten nicht allzu viel; aber der alte „Keuschheitsparagraph“, den wir noch in unseren Korporationsstatuten hatten, war so übel doch nicht. Es war wenigstens ein Symbol, ein Zeichen der Anerkennung für die Wahrheit des Wortes:

> Wer des Weibes weiblichen Sinn nicht ehrt,
> Der hält auch Freiheit und Freund nicht wert,

und war überdies für manchen wirklich eine Schranke, wirklich ein Zügel und Zaum.

Was ich aber positiv wollte, das wäre freilich vor allem eine Aenderung unserer staatlichen Gesetzgebung, wornach der Mann in diesem Punkte der Frau gleichgestellt und wie sie bestraft und vor allem wie sie beaufsichtigt würde: den Kartendirnen müßten die Kartenbuben entsprechen. Doch darüber brauche ich hier nicht zu diskutieren, das trifft ja nicht die Studenten

allein. Diesen aber möchte ich vorläufig wenigstens das Gewissen schärfen und möchte wünschen, nein fordern, daß die guten Elemente unter Ihnen nicht immer nur die feigen Elemente wären, sondern sich zusammenthäten, eine Bewegung organisierten, den Schmutz hinausfegten und Ihren Ehrenkodex nach dieser Richtung hin energisch verschärften. Es ist noch nicht lange her, da pflegte — ob hier ob anderswo thut nichts zur Sache — allabendlich ein Student in anständigen Lokalen mit einer Dirne zu Abend zu essen; und wenn er kam und wenn er ging, so zischelten die Philister von den Nachbartischen — natürlich nicht gegen ihn, den sie ja nicht kannten, sondern gegen Sie alle, meine Herrn, gegen die deutsche Studentenschaft überhaupt. Und ich habe mich doch oft gewundert, daß die Kommilitonen diesen Skandal ruhig hinnahmen und nicht einmal — doch nein, die Flußpferdpeitsche ist nur für arme Pfandweiber, nicht für solche sauberen Herren der Schöpfung in der Welt.

Wenn mich aber einer von Ihnen fragt, wie sich denn der Mensch geschlechtlichen Anfechtungen gegenüber verhalten solle und mich auffordert, mich mit meinen Vorwürfen und starken Worten vielmehr an die Natur als an den verantwortlichen Menschen zu halten, so sage ich dem klipp und klar: Nein, das thue ich nicht. Auch die Ibsen'sche Vererbungstheorie ist für mich so wenig als Tolstois Kreutzersonate ein Evangelium, und ich bin soweit entfernt derselben Konzessionen zu machen, daß ich ihr gegenüber einfach

auf das alte Kantische Wort verweise: Du kannst, denn du sollst. Wollen Sie aber als moderne Deterministen, die wir alle sind, davon nichts hören, so rechnen Sie eben auch mich und meine Worte zu dem Sie umgebenden Milieu. Wir wollen die alten Ideale von Tugend und Pflicht nicht feige und vorschnell preisgeben und sie uns nach unserer Bequemlichkeit und nach unseres Herzens Gelüsten umwerten, sondern sie vielmehr in Gesetzgebung und sozialer Lebenshaltung erst recht ein- und durchführen, damit ein gesundes und anständiges Milieu in Zukunft auch den deutschen Studenten umflute und trage und er daran seinen Halt und seinen Schutz finde. An den äußeren Formen wollen wir rütteln und bessern, damit die inneren Formen, damit der Geist ein guter werde. Optimistisch genug aber bin ich, um der deutschen Jugend zu vertrauen, daß auch sie uns unterstützen werde in diesem Kampf gegen Prostitution und Unsittlichkeit, dabei aber auch einmal wieder zuerst mit sich selber den Anfang mache.

Ich gehe nicht weiter, rede namentlich nicht von anderen Formen wie der Mätressenwirtschaft, so nahe das gerade auch beim Blick auf unsere hiesigen Verhältnisse — muß ich sagen: auch auf unsere hiesigen Studentenverhältnisse? — läge und so verödend ein solches dauerndes sich Anketten an ein ehrloses und meist recht ungebildetes Geschöpf auf Kopf und Herz eines empfänglichen und reizbaren jungen Mannes wirken muß. Was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt; und wenn es Ihnen zu stark geklungen hat, meine Herrn! — die

ganze Sache ist stark und mit Glacéhandschuhen schöpft man keine Pfützen aus. Hier ist ein breiter Schmutzfleck auf der Fahne deutscher Mannesehre, ein Schmutzfleck auch auf Ihrer studentischen Ehrenfahne; an Ihnen ist es, die Fahne sauber zu halten, an Ihnen ist es, über Ihre Ehre zu wachen! Auch da heißt es: frei sei der Bursch!

Sechste Vorlesung.

Viel harmloser klingt es, meine Herrn, wenn ich nun zu dem dritten Negativen weitergehe, zu der Frage: wie halten Sie es mit dem, der über seine Verhältnisse, über seine Mittel lebt? Und doch liegt am Ende hier ein besonders wunder Punkt wie unseres modernen Lebens überhaupt, so auch des deutschen Studentenlebens zu Ausgang des 19. Jahrhunderts insbesondere, die Wurzel vieler Uebel und vieles Bösen; denn es ist die am weitesten verbreitete Unsitte unserer Tage.

Es führt das auf den Unterschied von Arm und Reich. Daß es den auch unter den Studenten giebt, wissen wir alle; vielleicht sollte er hier nicht sein, sollte vielmehr das *κοινὰ τὰ τῶν φίλων* (Freunden ist alles gemein) gelten. Allein wir müssen rechnen mit den Verhältnissen, wie sie sind; und sie sind so. Was aber nicht sein sollte, ist das, daß diese Unterschiede ganz wie in der Welt der Philister markiert werden, daß es auch unter Ihnen so etwas wie Protzentum giebt. Protzentum ist nirgends schön; aber zum Wesen des Studenten paßt es am allerwenigsten, dieses Wertlegen

auf äußeren Besitz und äußere Unterschiede, die nicht von Ihnen abhängen und die Sie nicht selbst geschaffen haben. Hierin liegt eine Verleugnung jener goldenen Rücksichtslosigkeit, von der ich früher als von einer echt studentischen gesprochen habe, damit wird der Student zum schalen Philister. Nun werden Sie freilich sagen: aber diese Unterschiede sind nun einmal unter uns vorhanden, und es versteht sich ganz von selbst, daß der Reichere besser lebt als der Arme. Gewiß, z. B. daß der Reichere häufiger ins Theater geht und sich überhaupt eine Fülle geistiger Genüsse leichter verschaffen kann und öfter verschafft. Aber ein Student, der sich mit silbernen Armbändern behängt wie ein Negerweib mit Nasenringen oder auf gut Essen und Trinken besonderen Wert legt, das ist ein bedauernswerter Sklave solcher äußerer Dinge, das ist bereits kein freier Bursche mehr.

Und versteht es sich weiter auch von selber, daß der Reiche auf den Aermeren herabsieht? Oder geschieht das unter Studenten nie? Kommt es nicht ganz direkt zum Ausdruck da, wo z. B. eine bestimmte Höhe des Wechsels zur Bedingung gemacht wird für die Aufnahme in eine studentische Korporation? Heißt das etwas anderes als: wir Reichen wollen unter uns sein? wir wollen eine Exklusivität des Besitzes statuieren und die armen Schlucker von uns fern halten? Wenn das der Parvenu sagt, der sich Millionen erwirbt, so kann ich darin doch noch etwas wie Sinn und Vernunft entdecken: wer sich den Besitz erworben hat, kann sich auf

seine Klugheit, seine Geschicklichkeit, auf sein Glück sogar etwas einbilden. Dagegen der Sohn eines Reichen, worauf hat denn der Grund stolz zu sein? Aber freilich, bekanntlich sind die Tyrannensöhne immer tyrannischer als ihre Väter und haben darum auch meistens wieder verloren, was die Väter gewonnen hatten.

So gilt mir alles Protzen und Prunken, aller Luxus und alle Ueppigkeit bei Studenten als unnatürlich und unwürdig und es erscheint mir in der That als ein Zeichen des Niedergangs, daß ein solcher Protzengeist zum Teil auch unter Ihnen Platz gegriffen hat, bedenklich nach außen und nach innen. Wenn Sie durch die Straßen unserer Stadt gehen, so sehen Sie die alten Patrizierhäuser nicht etwa hervorragen durch prunkvolle Architektur und reiche Ornamentik der Außenseite; erst wenn Sie in die Höfe eintreten, erkennen Sie, wie opulent es dereinst hier aussah und herging; man wünschte eben nicht den Neid der Aermeren zu erregen. So vorsichtig waren unsere Vorfahren. Und von dieser Sitte aus der Blütezeit unseres deutschen Bürgertums könnte auch der deutsche Student von heute lernen: das Prahlen mit dem Besitz weckt Neid und Haß und üble Nachrede. Nur ein Beispiel! In manchen Kreisen der Studentenschaft hält man es für unanständig, wenn mehr als zwei zusammen in einem Wagen fahren. Woher das kommt, ist ja klar. Bei Ausfahrten wollten und wollen kleine Korporationen die Zahl der Chaisen vermehren, die Auffahrt ansehnlicher und stattlicher machen. Aber dieser speziose Zweck

wurde bald vergessen und die Zweiheit auch für private Fahrten als Selbstzweck und als vornehm angesehen. Erregt nun ein solches zweckloses Vornehmthun, von dem selbst Fürsten nichts wissen, bei vernünftigen Leuten ein Lächeln des Mitleids als über eine armselige Prahlerei, so ist es dagegen in den Kreisen derer, für die Wagenfahren nur ein aus der Ferne angestaunter und ersehnter Genuß ist, Anstoß gebend, Neid und Haß erregend. Aber auch nach innen ist es Skandal und Verlust zugleich; die zwei, die sich da aus lauter Vornehmheit zusammen langweilen und anöden, statt zu vieren oder doch zu dreien — tres faciunt collegium! — lustig zu sein, sind — man sehe sie sich nur an! — zugleich ein Symbol geistiger Armut und Armseligkeit, die sich vielfach hinter solchem äußeren Großthun und Prahlen verbirgt.

Doch gut, ich kann es ja! sagt der Reiche und er thut damit an sich nichts Böses, er hat dazu die Freiheit. Nur daß ihm das Wort des Apostels Paulus (1. Korinther 8, 9) zur Erwägung anheimzugeben ist: Sehet zu, daß diese eure Freiheit nicht gerate zu einem Anstoß den Schwachen! Aber können es auch alle, die so thun und es so treiben? Und hiermit beginnt eben jenes über die Verhältnisse Leben. Ich meine damit zunächst nicht die, die es wirklich nicht können und deshalb Schulden machen müssen und daran schließlich zu Grunde gehen: solche „Lumpe" giebt es in allen Ständen. Sondern ich rede von denen, die von Haus auch zur Befriedigung weitgehender Ansprüche

das nötige Geld bekommen — aber um welchen Preis? Daß Vater und Mutter und Geschwister daheim darben, es sich am Munde absparen und ihrerseits auf jedes Vergnügen verzichten, damit der Herr Sohn auf der Hochschule schwelge und prasse und sich Dinge erlauben könne, die sich kein wackerer Mann aus dem Mittelstand sonst gestatten mag. Ist das ehrenwert? Ich meine natürlich wiederum nicht, daß Sie das ohne weiteres unter den studentischen Ehrenkodex stellen und für ehrlos erklären sollten; denn die Kommilitonen kennen ja meist von einander die Verhältnisse nicht, sollen sie auch nicht kennen und mit Sicherheit beurteilen können. Sondern es ist eine Ehrensache für jeden Einzelnen, und da ist es doch traurig, daß so etwas unter Ihnen gar nicht in Frage kommt: nirgends in der Welt gilt das für honorig, zu prassen um den Preis, daß die eigenen Angehörigen dafür darben; und nur der Student sollte sich das ungestraft und unbehelligt von der öffentlichen Meinung seiner Standesgenossen erlauben dürfen?

Weil nun aber solche Unsitte als eine vielfach geübte doch auch unter Ihnen bekannt, einzelne derartige Fälle offenes Geheimnis sind, deswegen reicht allerdings die Selbsthilfe allein nicht aus. Woher kommt es denn, daß so viele auch von Ihnen über ihre Verhältnisse leben? Weil das Beispiel ansteckend wirkt, das die Reichsten unter Ihnen geben. Darin liegt ja überhaupt die Gefahr des Luxus — nicht für den Luxustreibenden selbst, auch nicht für den fernstehenden

Armen, sondern als Ansporn für die Standesgenossen, es nachzumachen und gleichzuthun, auch wenn man es nicht kann. „Muß au hau“ (ich muß es auch haben), so nannten wir einen Komilitonen, der jeden Genuß, den andere vor seinen Augen sich gestatteten, mit dieser brutalen Begründung für sich forderte. Alles „auch haben müssen“ und haben wollen, was andere seines Standes haben, das ist die ganz rohe und äußerliche Auffassung der Standesehre, und sie findet sich mehr als billig gerade auch in studentischen Kreisen. Und zu Grunde liegt dem letzten Endes doch die falsche Meinung, daß Armut und das Eingeständnis der Armut eine Schande sei: man will nicht arm *scheinen*, daher nimmt man den *Schein* des Reichseins an, und diesem falschen Schein bringt man sogar das Glück und das Behagen der Seinigen zu Hause zum Opfer. Die zwei, Feigheit und Falschheit, sind auch hier wieder die Wurzel alles Uebels.

Gegen dieses Scheinwesen, meine Herrn, müßte Sie nun eigentlich die akademische Freiheit als eine innerliche, auch davon sich freimachende und freihaltende vornehme Gesinnung schützen und müßte jeder Einzelne den Mut haben, sich zu empören und aufzulehnen. Allein gerade das Gefühl für das Heillose des Scheins und für die Unehrenhaftigkeit dieses Mangels an moralischem Mut — das scheint mir nicht weit genug unter Ihnen verbreitet, das müßten Sie ganz anders als bisher unter sich aufwecken. Aber das erste ist doch die Forderung an die Reichen: mutet keinem eurer

Kommilitonen zu, über seine Verhältnisse zu leben! gebet kein übles Beispiel! die Mahnung also zu einer gewissen vornehmen Einfachheit im Auftreten des einzelnen Studenten und in Ihren Leistungen für das Ganze.

Ein Beispiel für viele.[1]) — Sie wollen dem Fürsten Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstag ein Zeichen der Huldigung darbringen: das ist natürlich und selbstverständlich, ist schön und richtig empfunden. Nun aber der Vorschlag, dazu eine Geldsammlung zu veranstalten — etwa zum Zweck eines Stipendiums oder dergleichen. Ist das die richtige Form für eine studentische Huldigung? Wer bezahlt denn dieses Geld? sparen Sie sich dasselbe am Mund, an Ihren Vergnügungen ab oder setzen Sie es nicht vielmehr einfach Ihren Vätern auf die Rechnung? Wer gibt es also? Und dann auch unter Ihnen die Frage — nicht: wie viel gebe ich, sondern wieviel giebt man? ein Rücksichtnehmen auf andere, und die Folge davon auch hier vielfach ein über seine Verhältnisse thun, ein Wispern und Raunen, ob der und jener, diese und jene Korporation auch

---

[1]) Ich lasse diesen Passus aus dem Dezember 1894 stehen, obgleich sich am 1. April 1895 gerade die Huldigung der deutschen Studenten in Friedrichsruh so ganz besonders schön gestaltet hat, daß er sich nun fast wie ein nachträgliches Nörgeln ausnehmen könnte. Allein ich denke, gegen einen solchen Verdacht geschützt zu sein, wenn ich daran erinnere, daß ich nicht nur in den „guten Tagen" von 1895, sondern auch in den bösen und bösesten Tagen Festredner an Bismarcks Geburtstag gewesen bin.

genug gegeben habe? Nein, das ist nicht studentische Art, sondern die schlechte und unfreie Weise, wie unter Philistern, in der civilistischen und militärischen Beamtenhierarchie Ehrensäbel, Ehrendosen und Ehrenpokale gegeben werden.

Aber ich habe noch einen anderen Punkt bei dieser Besprechung des studentischen Besitzstandes im Auge, der im Argen liegt, und das ist unser Stipendienwesen. Daß der studierende Sohn von seinem Vater in finanzieller Beziehung abhängig ist, versteht sich von selber und hat für jenen nichts irgendwie Drückendes. Nur sollte er zum voraus ganz bestimmt wissen, auf wie viel er in jedem Semester zu rechnen hat und sollte nach menschlicher Berechnung auch für das nächste Semester schon auf eine solche ausgemachte Summe sich verlassen können, damit er sich einrichten und wenn nötig auch einmal eins ins andere rechnen kann; der Vater soll sagen: soviel gebe ich dir, in den Ferien bist du der Gast zu Hause, im übrigen aber — basta! ein Plus gibt es unter keinen Umständen. Das kann der Sohn, wie gesagt, annehmen, um nicht zu sagen: beanspruchen, wenn er weiß, die zu Hause können es machen. Und selbst wenn er fühlt, es wird den Eltern schwer, so kann er, ohne an seiner Ehre Einbuße zu erleiden, auch das Opfer annehmen, wenn er nur nicht mehr fordert, als nötig ist. Von den Eltern, vielleicht auch von einem Verwandten, der ihn studieren läßt, vielleicht sogar von einem fernerstehenden Freund und Wohlthäter, obgleich sich schon in diesem letzten Fall

die Frage erhebt: hat das nicht doch etwas Drückendes? und muß denn unter solchen Umständen studiert werden? Und hierbei kann ich jetzt schon die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß manche Studenten entschieden besser thäten, von vornherein auf das Studieren zu verzichten — nicht natürlich weil sie arm sind, sondern weil das für sie von andern gebrachte Opfer nicht im richtigen Verhältnis steht zu dem, was sie vermöge ihrer Geistesgaben beim Studieren erreichen und leisten können. Auch zum Studieren verleitet vielfach ein falscher Trieb der Vornehmheit und Vornehmthuerei; und da darf nicht der Anspruch erhoben werden, daß zur Befriedigung solcher persönlicher Eitelkeit von anderen Opfer gebracht werden müssen. Wir werden später noch sehen, welche Qualitäten zum Studieren nötig sind; heute ist nur die Forderung des γνῶθι σεαυτόν (erkenne dich selber!) an den Studenten zu stellen: wer aus Begeisterung für die Wissenschaft oder für den von ihm gewählten Beruf studiert, der darf auch den Mut haben, von anderen ein Opfer anzunehmen; er kann es vornehmen und reinen Herzens thun, aber auch nur er. Daß es aber mit alle dem — mit Selbsterkenntnis und Neigung, mit Opfer annehmen und mit vornehm bleiben — viele so leicht nehmen, das ist Schuld an dem harten Wort vom „Studentenproletariat", das leider ein wahres Wort ist.

Nun existiert ja aber auch die Fülle der sogenannten Benefizien und Stipendien, und sie werden meist von den Professoren verteilt, hier scheint also

alles in Ordnung, der Armut wird geholfen und ein Drückendes hat diese Hilfe nicht. Und doch habe ich gerade gegen unser Stipendienwesen die ernstesten Bedenken. In seiner heutigen Form erzieht es vielfach in Geldsachen zu einem unfeinen und unvornehmen Empfinden und stumpft das Ehrgefühl nur allzu leicht ab. Der Ehrenkodex aller vornehm denkenden erwachsenen Menschen, die nicht arbeitsunfähig sind, fordert, daß der Mensch sich durch Arbeit, durch eine Leistung verdiene, was er von anderen fremden Menschen bekommt und annimmt. Sich nichts schenken lassen! ist eine berechtigte Forderung des Stolzes und der wahren Ehre; etwas leisten zum Entgelt dafür, daß man etwas empfängt! Nun können die Empfänger den Stiftern der Stipendien freilich nichts mehr leisten, es ist eine Art von unpersönlichem Verhältnis, und darum nimmt es der Student auch so leicht mit dem Annehmen von Stipendien: es ist ja kein Geber mehr da. Aber eben weil es ein ideales Verhältnis ist, kann auch die Leistung eine ideale sein: nicht dem Stifter, wohl aber dem Zweck seiner Stiftung kann sie entrichtet werden.

Und das hat man auch allgemein anerkannt, deshalb verlangt man eine gewisse „Würdigkeit" von dem Empfänger. Allein wie konstatieren wir diese? Durch die sogenannten Fleißzeugnisse, das ist das Uebliche. Insofern diese auf der Beteiligung an Uebungen, Seminarien, Kursen beruhen, liegt darin immerhin eine Art von wirklicher Leistung eingeschlossen; oft genug aber,

und bis vor kurzem fast ausschließlich, werden sie für den Besuch von Vorlesungen ausgestellt. Dabei verläßt sich der Ausstellende natürlich meist auf ein zufälliges Sehen; aber was beweist denn auch der regelmäßigste Besuch? Ich habe — fast muß ich in diesem Falle sagen: leider! — sehr gute Augen und habe daher zuweilen Gelegenheit wahrzunehmen, wie ein solcher „fleißiger" Zuhörer während meiner Vorlesungen Mathematik treibt oder einen Klassiker liest. So sitzt er die Vorlesung ab, und am Schluß derselben begehrt er dann, daß ich ihm auf Grund seiner körperlichen Assistenz seinen Fleiß in meinen Vorlesungen bescheinige. Das ist doch mehr als bloße Form, das ist wiederum eitel Schein- und Heuchelwesen und als solches recht schlimm. Also greift man nach dem Auskunftsmittel der Examina für Stipendienbewerber. Ich halte diese Einrichtung für erheblich besser und würdiger als die der Fleißzeugnisse, aber für eine gute und für die richtige Form kann ich sie doch nicht halten. Jedes Examen ist ein Uebel—oft ein notwendiges Uebel, gewiß; aber Uebel soll man nicht häufen; und darum habe ich auch an den Zwischenexamina, die gegenwärtig als ein Damoklesschwert über Ihren Häuptern hängen, keine sonderliche Freude, unser deutsches Volk wird ohnedies schon viel zu viel examiniert; darum wird auch vor lauter „Abschlußprüfungen" seine Bildung eine immer weniger fertige und geschlossene.

Nein, die Leistung muß — der akademischen Freiheit entsprechend — eine freie sein, und das ist sie

nur dann, wenn jeder, der sich um ein Stipendium bewirbt, ein freigewähltes Thema bearbeitet und diese Arbeit als specimen seines Fleißes einreicht. Das erscheint mir als die einzige Möglichkeit, um über das unwürdige Mendikantentum der Studenten hinauszukommen; daß sie auch sonst noch allerlei innere Vorzüge für die Arbeit des Studenten besäße, wird später zur Sprache kommen. Wenn Sie darin aber eine allzugroße Belastung sehen, nun die Belastung für uns Professoren wäre auch nicht klein, obwohl wir ja durch Anstellung von Korrektoren („Repetenten" nach dem Muster des Tübinger Stiftes) erleichtert werden könnten; allein dazu, einander hin und her mit Arbeit zu belasten, sind wir nun eben einmal da.

Ich würde mir von dieser Einrichtung aber noch einen andern Gewinn versprechen. Unsere Stipendien sind vielfach zu klein; das demoralisiert; sich ein paar Mark schenken zu lassen ist unvornehm und hilft auch nichts; solche kleinen Stipendien werden geradezu Versuchungen zum Verjubeln: ob man 30 oder 50 Mark mehr oder weniger hat, macht so gar viel nicht aus; ja wenn es mehr wäre, da wäre es vielleicht der Mühe wert zu sparen und sich einzurichten; aber so —! Sie wissen, daß manche so denken und sogar so sprechen. Und da will es mir doch oft vorkommen, als bewerben sich Einzelne unnötig und mutwillig um ein solches Stipendium; sie könnten auch ohne dasselbe auskommen; aber hilft es nichts, so schadet es auch nichts, und Mühe kostet es ja keine. Und nun muß der vielen

Bewerber wegen immer mehr geteilt und verkleinert werden. Alle diese ganz oder halb unnötigen Gesuche aber würden wegfallen, wenn man auch hier vor die Tugend den Schweiß, vor die Leistung die Gegenleistung setzte. Die Unfleißigen werden und können sich nun nicht mehr bewerben, und die, die es nicht wirklich nötig brauchen, ersparen sich diese vorgeschriebene und auf die Zeit abzuliefernde Arbeit, und so wird die Folge sein: erheblich weniger Bewerber und erheblich höhere Stipendien; und das ist das Richtige. Unter 2—300 M. im Semester sollten Stipendien überhaupt nicht gewährt werden, nur eine solche Summe hilft wirklich und wird als Hilfe anerkannt und empfunden.

Dann würden endlich auch jene Armutszeugnisse wegfallen, die sich heute die Stipendienbewerber von ihrer Heimatsbehörde ausstellen lassen müssen und die mir stets in sehr unerfreulicher Beleuchtung erscheinen. Gewiß ist Armut keine Schande, also braucht man sich auch nicht zu schämen sie einzugestehen. Aber sie sich von dem nächsten besten Schreiber oder Unterbeamten zum Zweck des Stipendienheischens testieren und beglaubigen lassen zu müssen, das ist eine Demütigung, die ich dem ehrenhaften Studenten ersparen möchte. Nein, wer mit einer tüchtigen Arbeit kommt, der erhalte auch ohne einen solchen amtlichen Nachweis seiner Armut das Stipendium als wohlverdienten Lohn; vom honorigen Studenten wird erwartet, daß er sich nicht unnötig bewerbe, weil er dadurch den Armen, die es wirklich

notwendig brauchen, das Stipendium schmälert und verkürzt.

Das alles halte ich für möglich; notwendig aber erscheint mir eine solche Reform des Stipendien- und Benefizienwesens deshalb zu sein, weil bei der heutigen Art der Verleihung — auch die Veröffentlichung der Namen am schwarzen Bret rechne ich dazu — zu viel von vornehmer Gesinnung verloren geht, der Grundsatz: sich nichts schenken lassen! zu wenig in Fleisch und Blut des deutschen Studenten übergeht. Es will mir fast vorkommen, als ob unsere heutige Arbeiterwelt mit ihrer Forderung: Gerechtigkeit, keine Gnade! darin dem Studenten über wäre an stolzer und vornehmer Gesinnung. Daß solche Aenderungen und Reformen vorgenommen werden, dazu müssen freilich in erster Linie die Kreise der Professoren und der Verwaltung gewonnen und dafür interessiert werden. Aber auch Sie, meine Herrn, könnten etwas dazu thun: wozu haben Sie denn Ihre großen und kleinen Versammlungen, wenn Sie nicht auch solche Fragen in denselben diskutieren und darüber Beschlüsse und Resolutionen fassen? Wenn die deutsche Studentenschaft einmütig erklärte: wir wollen künftig nichts annehmen, wenn wir nicht auch ernstlich etwas dafür leisten, meinen Sie, eine solche heldenhafte Selbstbelastung, den Beschlüssen der französischen Nationalversammlung am 4. August 1789 vergleichbar, könnte ungehört verhallen und ohne Folgen bleiben? Und doch schiene mir eine derartige Selbstreform ehrenvoller als eine von uns

oder gar von weiter oben her über Sie verhängte Reform, die früher oder später doch kommt.

Uebrigens kann auch jetzt schon der Einzelne in seinem Kreise dafür wirken. Ob in einer Korporation auch innerlich ein honoriger Geist lebt, das hängt fast immer von einer oder von wenigen starken Persönlichkeiten ab: wenn also in jedem Verein einer auftritt und den jüngeren Semestern nach dieser Seite hin das Gewissen schärft und selbst auch mit gutem Beispiel vorangeht, ist schon viel gewonnen. Hier können Sie soziale Gesinnung bethätigen: Thaten aber sind stets mehr wert als Worte.

Siebente Vorlesung.

Jetzt aber genug, meine Herrn, von dem was in Ihrem Ehrenkodex fehlt oder doch nicht genügend als zur studentischen Ehre gehörig darin anerkannt und gewürdigt wird. Und nun zu dem, was positiv darin aufgenommen ist. Von dem einen, dem Wortbruch, braucht nicht geredet zu werden; das versteht sich von selbst, daß wer sein Ehrenwort giebt und bricht, damit seine Ehre verliert. Die kasuistischen Ausnahmefälle, die ja auch hier vorkommen können und die meist zu tragischem Ende führen, gehören eher in ein System der Ethik als hierher; die Mahnung, die daraus folgt: es mit dem Geben des Ehrenworts nicht leicht zu nehmen, würde sich noch mehr von selbst verstehen, wenn es unsere Gesetzgebung nicht mit dem Schwören lassen so gar leicht nähme und allzu häufig und rasch damit bei der Hand wäre.

Aber wie steht es mit dem andern, dem Mut? Auch da gilt unter Ihnen mit Recht: wer keinen Mut zeigt, wer sich feige beweist, der ist „ein ehrlos erbärmlicher Wicht." Aber was heißt „Mut zeigen"? In Ihren Liedern nennen Sie feige den, der die Wahr-

heit kennet und saget sie nicht, den, der sich beuget, wo die Gewalt sich regt, Sie preisen also den moralischen Mut. In Wirklichkeit aber kümmert sich Ihr Ehrenkodex darum blutwenig und denkt nur an den physischen Mut. Und daß er daran denkt, ist recht und gut; der Mann muß auch diesen Mut haben, und das Jünglingsalter ist das heroische Alter, also ist es des künftigen Mannes und des gegenwärtigen Jünglings nicht würdig, irgendwie unmännlich und unheroisch, d. h. feige zu sein. Und deshalb legt der Student den großen Wert auf das Fechtenkönnen, deshalb ficht er seine Händel und Streitigkeiten selber aus und ficht auch solche, die mit der Frage des physischen Mutes an sich nichts zu thun haben, mit dem Schläger, auf der Mensur aus. Das führt uns auf den Paukkomment und auf das Studentenduell.

Zunächst, meine Herrn, das ist zweierlei, aber es wird meist verwechselt und vermischt, und daher ist der Streit über Recht oder Unrecht desselben so verworren und so sophistisch; denn bekämpft oder rechtfertigt man das eine, so meint der Gegner flugs das andere, und eine Verständigung ist heillos erschwert, fast unmöglich. Ich suche daher auseinanderzuhalten.

Daß der Student sich auch leiblich ausbilde, ist sein Recht und seine Pflicht. Dazu dient das Turnen, dient allerlei sonstiger Sport, und alles das ist unter den deutschen Studenten heute wieder in erfreulicher Zunahme begriffen. Bevorzugt wird aber noch immer der Fechtboden und der Schläger. Es geht das auf

frühere Zustände und Sitten zurück. Der Student trug den Degen und führte ihn als Waffe zur Verteidigung und zur Selbsthilfe. So kam, was in rohen Zeiten kommen mußte — und namentlich das siebzehnte Jahrhundert war eine solche rohe Zeit —, der Typus des Raufbolds wurde einer der häufigsten, um nicht zu sagen: der normale für die deutsche Studentenschaft. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hat eine 16 Mann starke Landsmannschaft in Jena in der Zeit von vier Wochen über 200 Duelle ausgefochten. Auch hier kam aber jener ursprüngliche Zweck und Sinn der Sache mit der Zeit abhanden: das Waffentragen und Waffenbrauchen ist inmitten unserer friedlichen, vom Staat geschützten bürgerlichen Gesellschaft im allgemeinen nicht mehr üblich und schlechterdings nicht mehr nötig. Dagegen zog die Sitte des Waffenbrauchens sozusagen neue Nahrung und eine gewisse Rechtfertigung aus der Wehrhaftigkeit unseres Volkes in Waffen und einer in Waffen starrenden Welt und Zeit: auch der Student ist Soldat, er will Offizier werden, also bereitet er sich darauf auch durch Fechtübungen vor. Allein bei den bloßen Uebungen kann man doch eines nicht recht lernen, zeigen und üben, das ist eben der Mut, und deshalb will sich der Student nicht genügen lassen an den Uebungen mit stumpfer Waffe, sondern aus dem Spiel soll Ernst werden, er will, daß auch etwas wie Gefahr dabei sei. Es ist das ja ein allgemeiner und psychologisch wohl begründeter Zug bei allem Sport vom Bergfex bis zum Seiltänzer; auch die Ritter-

turniere waren solche Spiele, bei denen man den Hals brechen oder erstochen werden konnte: noch Heinrich II. von Frankreich ist im Jahr 1559 das Opfer eines Turniers geworden. Ein solches gefährliches Spiel ist nun auch das Fechten mit geschliffener Waffe und ohne allzuviel Schutzapparate bei den sogenannten Bestimmungsmensuren und Pro patria-Suiten. Und insofern sehe ich darin zunächst nichts sonderlich Arges; freilich auch kein Weltbewegendes: Spiel bleibt Spiel, und kann und soll nie und in keinem Moment des Lebens zu einem Wichtigen, zur Hauptsache des ganzen Menschenlebens werden; sonst artet es in Spielerei aus und der ganze Mensch wird spielerisch, wird läppisch. Ueber ein solches Wichtigthun und ein solches Aufgehen im Spiel geht die Möglichkeit einer ernsthaften und großen Auffassung des Lebens und der Dinge schmählich verloren, ein großer Aufwand wird verthan und an manchem bleibt dann dieser Mangel sein Lebenlang haften, weil er als Student über das bloße Spielen nicht hinausgekommen ist. Das Leben bietet so viele Gelegenheiten, moralischen Mut zu zeigen, daß ich den, der noch als Philister mit einem Schmiß renommiert, stets im Verdacht habe, daß er diese Gelegenheiten ungenützt habe an sich vorübergehen lassen und sich seines moralischen Mutes zu rühmen keinen Grund habe; der Schmiß heißt dann nichts anderes als: ich armseliger Tropf habe wenigstens einmal in meinem Leben ein bißchen physischen Mut gezeigt!

Daß aber die Studenten es mit diesem Waffen-

und Kampfspiel so ernst nehmen, als wäre es etwas, und ihm eine Wichtigkeit beilegen, als hätte es eine solche, dazu tragen doch auch Behörden und Gerichte bei, wenn sie dieses Spiel durch Verbote und Strafen noch reizvoller und gefährlicher machen, statt ruhig zu erklären: Kampfspiele sind erlaubt und können öffentlich, d. h. coram corpore academico abgehalten werden. Daß infolge davon unsere germanische Jugend an solchen blutrünstigen und nicht allzu ästhetischen Spielen wie einst die alten Römer an Gladiatorenkämpfen und Tierhatzen oder die heutigen Spanier an Stiergefechten übermäßig Gefallen finden könnten, das glaube ich nicht, sobald nur der Reiz der Neuheit weg wäre, obgleich mein Vertrauen auf unsere ästhetische Bildung stark erschüttert worden ist durch die sicher beglaubigte Mitteilung, daß kürzlich unter der Corona bei einer Bestimmungsmensur auch junge Damen gewesen seien und mit Behagen zugesehen haben, wie sieben „abgestochen" wurden. Aber immerhin, daß viel mehrere von Ihnen als es schon sind, zu Gladiatoren und Raufbolden würden, wenn auch dieser Sport ein öffentlicher und erlaubter wäre, das scheint mir unwahrscheinlich; selbst in Rom galt das Handwerk des Gladiators nicht für honorig, auch ein Kaiser wie Commodus konnte es trotz persönlicher Beteiligung nicht dazu machen.

Seine relative Harmlosigkeit aber verliert dieser Fechtsport völlig, wenn er sich die Alleinherrschaft über alle andern anmaßen möchte und gewissermaßen zwangs-

mäßig geübt werden soll. Und das geschieht dann, wenn derjenige für ehrlos erklärt wird, der sich nicht daran beteiligt, der sich nicht schlagen will. Was würden Sie zu dem Turnerbund sagen, der jeden in Verruf thäte, dem es an Mut zum Riesenschwung fehlt? In gewissen Zeiten hat deshalb in der Studentenschaft geradezu mehr Mut dazu gehört, eine Ausforderung abzulehnen als sie anzunehmen. Heute ist das, soviel ich sehe, nicht durchweg mehr der Fall. Die Sitten sind doch milder, der Ehrbegriff ist doch innerlicher geworden, und so kann einer wirklich seine acht Semester auf der Hochschule verbringen, ohne ankontrahiert zu werden oder seinerseits kontrahieren zu müssen. Und auch das muß ausdrücklich konstatiert werden, daß es wirklich nicht immer ehrenhafte — sittliche oder religiöse oder ästhetische — Gründe sind, die zur Ablehnung des studentischen Duells führen, sondern daß mancher thatsächlich doch aus Mangel an physischem Mut die Satisfaktion mit dem Schläger verweigert und sich nur hinter jene prinzipiellen Bedenken zu verstecken und durch sie zu decken sucht. Das ist bei der Bewegung zur Beseitigung des Duells der leidige Bodensatz, der sie den andern von vornherein verdächtig macht und darum manchen dazu bringt, auch gegen seine bessere Ueberzeugung sich zu schlagen, weil er nicht wünscht, daß seine guten und lauteren mit solchen schlechten und unlauteren Gründen vermengt und verwechselt werden. Und so haben denn auch historisch die Bestrebungen eines Teiles der Studentenschaft, das Duell

zu beseitigen, vielfach nur eine Vermehrung desselben zur Folge gehabt. Man könnte das die unausbleibliche Antinomie des Studentenduells nennen, von dem wir nun im Unterschied von den Kampfspielen als von einer ernsthaften Sache zu reden haben.

Das Duell ist auf dem religiös-romantischen Boden der Gottesurteile entstanden; da hatte es einen guten Sinn, Streitigkeiten dadurch zum Austrag zu bringen, daß man im Zweikampf die göttliche Entscheidung herausforderte und sich ihr in gutem Glauben unterwarf; der Sieg bewies einfach das Recht, die Niederlage das Unrecht. Heute glauben wir daran nicht mehr, sondern wissen aus vielen Erfahrungen, daß gar oft das Unrecht siegt und das Recht unterliegt. Was leistet es also als Mittel zur Wiederherstellung der Ehre heute noch? Zunächst zeigt es nur, wer besser fechten oder schießen kann, für Recht oder Unrecht beweist der Ausgang gar nichts; und darin liegt ja auf den ersten Blick das Unsinnige und Irrationale dieses Mittels. Allein es thut doch mehr. Es ist die Erklärung, daß der Beleidigte bereit ist, mit seinem Leib, nötigenfalls mit seinem Leben für seine Ehre einzutreten; und das ist immer etwas, das ist heute die Wurzel seiner Kraft, durch die es sich erhält, das ist sozusagen seine ideale Seite. Und der Jugend empfiehlt es sich außerdem, ihrem Wesen entsprechend, als ein heroisches Mittel und als ein Akt kühner Selbsthilfe. Aber nun zwei Gegenfragen. Einmal tritt der Student bei der Schlägermensur wirklich mit seinem Leben für seine Ehre ein?

Nein, der ungefährliche Charakter derselben wird ja von ihren Verteidigern — wie ich glaube, mit Recht — stets betont; was beweist also ein solches nur eben nicht gerade g a n z ungefährliches Spiel? Wirklich nicht mehr als der Riesenschwung des Turners. Zur Austragung eines wirklichen Ehrenhandels ist somit diese Art des Duells kein geeignetes Mittel. Sagt man aber, es handele sich beim studentischen Duell auch nicht um die Ehre, sondern um die Freiheit und Unabhängigkeit des Studenten, der verlangt, daß man diesem seinem Gefühl Rechnung trage und es weitgehend respektiere, so verwandelt diese Verteidigung das Duell alsbald wieder in Sport und Spiel und gehört dann nicht hieher, oder sie redet dem Raufbold das Wort und ist dann ein Anachronismus, dem wir doch nicht mehr anheimfallen dürfen. Fürs zweite aber: sind die Beleidigungen und Ehrenhändel der Studenten im allgemeinen so schwerwiegend, daß es dabei wirklich gleich ans Leben gehen muß, daß man gleich zu Säbel und Pistole greifen darf? Der Student ist jung, seine Leidenschaft flammt gar rasch auf, ein unbedachtes Wort und dafür — ein hoffnungsvolles Leben! Daß das zu viel ist, das beweist in jedem einzelnen Fall, wo ein studentisches Duell zu tödlichem Ausgang führt, Ihr eigenes gesundes Urteil, Ihr eigenes tödliches Erschrecken; Sie alle stehen und sagen: so haben wir es eigentlich nicht gemeint und gewollt. Und wenn Sie in Ihren Ehrengerichten vielfach in erfreulicher Weise auf Abminderung solcher

schweren Forderungen hinzuwirken suchen, so erkennen Sie auch damit an, daß in den meisten Fällen der Einsatz des Lebens ein viel zu hoher ist. So erscheint das studentische Duell fast in allen Fällen ohne weiteres als ein ungeeignetes Mittel zur Schlichtung Ihrer Streitigkeiten und zur Wiederherstellung Ihrer Ehre: bald werten Sie diese zu hoch, indem Sie an die kleinste Verletzung der Ehre das Allerhöchste, das Leben setzen, bald zu nieder, indem Sie Ehrenfragen auf dem Wege des Spieles zum Austrag bringen. Ein moralischer Feigling bleibt feige, auch wenn er zeigt, daß er fechten kann; erklärt mich aber einer aus Rauflust mutwillig und grundlos für feige, so ist es ein Zerrbild des Ehrgefühls und eine Hypertrophie an Empfindlichkeit, wenn ich dafür mein und sein Leben in die Schanze schlagen wollte. Jenes ist zu spielerisch für eine ernsthafte Sache, dieses zu ernsthaft für einen dummen Jungenstreich. Nichts an nichts! nichts an alles! alles an nichts! das entspricht zwar dem Radikalismus der Jugend, aber darum ist doch jedes von den dreien falsch und unvernünftig.

So liegen — ausnahmsweis schwere Beleidigungen abgerechnet, wie sie im Studentenleben noch kaum vorkommen können — die Dinge thatsächlich. Darum ist meine Meinung allerdings die, daß bei Ihnen ein ernsthaftes Duell ein sittlich Verwerfliches sei; und deshalb wäre mein Wunsch freilich der, es auch so rasch als möglich aus der Welt geschafft zu sehen. Aber ich will fürs erste konstatieren, daß diese Meinung

keine unbestrittene ist. Selbst ein so fein organisierter Mensch wie Jakob Grimm war aus romantischen Gründen für Beibehaltung des Duells, Heinrich v. Treitschke, der auch als Geschichtschreiber immer auf der Mensur steht und Hieb auf Hieb auf seine Gegner niedersausen läßt, bricht im neuesten (fünften) Band seiner „Deutschen Geschichte" eine derbe Lanze für das Duell; der opportunistische und derartige Fragen kasuistisch klug und fein abwägende Ethiker Paulsen erklärt es wenigstens für das kleinere Uebel; und der bekannte Theologe Schrempf, der an moralischem Mut die meisten unserer Zeitgenossen übertreffen dürfte, kommt mit seinen „Gedanken über den Zweikampf" mindestens zu keinem klaren Ende. Alle ihre Gründe überzeugen mich freilich nicht: der sittliche Mensch muß ohne dieses Mittel auskommen, und er kann es um so mehr, weil er gerade da, wo er mit dem Schwert dreinschlagen möchte, es nach dem verdrehten Ehrenkodex unserer Gesellschaft doch nicht darf, und da, wo er es darf, es wirklich nicht für der Mühe wert halten kann. Aber ich erkenne allerdings auch die Schwierigkeiten an, sehe auch die Gefahr wohl ein, daß uns seine plötzliche Aufhebung in der Studentenschaft mit dem sehr unerfreulichen Holzkomment bedrohen könnte, obgleich dieser meines Wissens doch auch unter jungen Kaufleuten so ziemlich verschwunden ist; und ich kenne endlich auch die Welt und die Menschen soweit, um zu wissen, daß jener Wunsch auf rasche Beseitigung desselben vorläufig ein frommer

Wunsch bleiben wird. So lange sich andere Leute duellieren, wird das Duell unter den Studenten nicht aufhören.

Und daher bekämpfe ich meinerseits auch viel mehr das Philister- als das Studentenduell, und bekämpfe namentlich jene bei uns vorhandene innere Unwahrheit, daß es staatlich verboten ist und doch gewissen Ständen geradezu zur Pflicht gemacht, seine Bestrafung also zu einer illusorischen wird. Diese die Rechtsbegriffe und das Rechtsgefühl unseres Volkes tief erschütternde und unterwühlende Zweideutigkeit immer wieder aufzudecken und sie als unsittliche und in hohem Grad gefährliche zu bekämpfen, das scheint mir viel notwendiger und nützlicher als über die meist harmlosen weil spielerischen Studentenmensuren wehzuklagen und Zeter und Mord zu schreien; es gehört auch etwas mehr Mut dazu. Ueberzeugt bin ich, daß, wenn das Duell im Heer aufhörte erlaubt, geboten, honorig zu sein, es so, wie die Dinge und Anschauungen heute liegen, bald genug auch bei Ihnen seinen Nimbus einbüßen würde. Denn im Heer, nicht bei Ihnen hat das Duell gegenwärtig noch seinen festesten Halt, was natürlich nicht soviel heißt als: seine größte Verbreitung und sein häufigstes Vorkommen.

Aber auch ohne daß und ehe es ganz beseitigt und ausgerottet wird, kann doch auch bei Ihnen schon jetzt etwas gethan werden. Das Eine habe ich schon genannt: die Schlägermensuren nicht tragisch nehmen, ihnen den Reiz des Verbotenen und Heimlichen ab-

streifen und ihnen den Charakter eines erlaubten, d. h. also wirklich eines bloßen Spieles ausdrücklich zuerkennen. Das andere aber betrifft Ihre Streitigkeiten und die vernünftigen Mittel sie ehrenhaft auszutragen. Zu dem Zweck haben die Korporationen Jury's und Ehrengerichte bestellt und es freut mich zu sehen, daß dieselben doch wenigstens eine ihrer Aufgaben darin erblicken, die schweren Forderungen auf ausnahmsweis schwere Beleidigungen zu reduzieren und so immer seltener zu machen. Ein weiterer Schritt wäre die Einrichtung eines allgemeinen Ehrengerichts, etwa Ihrem studentischen Ausschuß parallel gehend, dem sich bei Streitigkeiten von Wilden und Korporationsstudenten auch diese letzteren unbedingt zu unterwerfen hätten. Von ihm würde ich erwarten, daß es allmählich ein Sühneverfahren finden und dafür Formen schaffen könnte, die immer mehr zu unblutigem Austrag auch Ihrer heftigsten Streitigkeiten führen würden. Und namentlich müßte hier auch der durch Ehrenwort versicherten Ueberzeugung von der moralischen Verwerflichkeit des Duells stets Rechnung getragen werden: wer diese Ueberzeugung hat, muß durch Sie selbst in ihr geschützt und in seiner vollen Ehrenhaftigkeit anerkannt werden. Freilich liegt ihm dann auch ob, sich so zu führen, daß ihm jeder den honorigen Studenten anspürt und anfühlt; er muß sozusagen noch peinlicher über seine Ehre wachen und auf seine Ehre halten als der, der in üblicher Weise Satisfaktion zu geben bereit ist. Es giebt doch zu denken, daß nach den

Freiheitskriegen manche, die mit dem eisernen Kreuz geschmückt auf die Hochschule zurückkehrten, erklärt haben: nun schlage ich mich nicht mehr.

Noch eins gehört in diesen Zusammenhang, eine Etikettenfrage, die aber nach mehrfach an mich gelangten Aeußerungen aus Ihrer Mitte für den einen Teil von Ihnen offenbar etwas besonders Anstößiges hat. Wie können, so fragt einer, der unbedingte Satisfaktion gibt, Leute, die das Fechten auch als Sport betrachtet völlig verwerfen, es verantworten, wenn sie bei allen Festen, Aufzügen 2c. mit Schlägern chargieren? darin sehen viele von uns etwas wie Mangel an Mut und Ehrlichkeit, daß sie vor der Welt nicht zu ihren Prinzipien stehen, sondern den Schein erwecken wollen, als hätten auch sie — das Schwert nicht umsonst in der Hand! Die Sache hat aber meines Erachtens auch ihre Kehrseite und kann auch ganz anders verstanden und gedeutet werden: man kann es als eine Konzession der nichtschlagenden Verbindungen an ihre schlagenden Komilitonen und an die studentische Tradition überhaupt ansehen, als die Erklärung: nach außen stehen wir zu euch und wollen daher den unter uns bestehenden Gegensatz der Welt der Philister nicht zeigen. Wenn es die einen so betrachten, dann werden sie diese Sitte milder beurteilen; die andern aber mögen sich doch überlegen, ob in dem Unmut ihrer schlagenden Komilitonen nicht am Ende doch ein richtiger Kern steckt und mögen darauf denken, ob sie nicht vielleicht besser auf dieses kriegerische Abzeichen ver-

zichten würden. So könnten sich die beiden Seiten hin und her leicht näher kommen und das Skandalon auf friedlichem Wege beseitigt werden. Ich würde mich freuen, wenn ich durch meine Worte dazu etwas hätte beitragen können.

Mir selber aber liegt noch ein anderes letztes mehr am Herzen. Jenes von Ihnen allen anerkannte Ehrengericht würde ich auch für berechtigt und geeignet halten, in besonders gravierenden Fällen von Ehrenwortbruch, moralischer Feigheit, unverbesserlicher Asotie, belästigender Rauflust u. dergl. den Verruf über einen Komilitonen auszusprechen. So wie dieser heute geübt wird, ist er vielfach nur die Erklärung: der Mann ist nicht satisfaktionsfähig! ist also ein wertloses analytisches Urteil; oder schlimmeren Falls nichts als eine Anmaßung eines Bruchteils der Studentenschaft über einen Komilitonen. Ich würde viel weiter gehen und sagen, der Verruf bedeutet: N. ist kein honoriger Bursche mehr, also von jedem solchen zu meiden. Er würde somit den völligen Ausschluß aus der Universitas scholarium bedeuten und damit freilich eine sehr schwere Verantwortung auf dieses Ehrengericht laden. Aber alle Stände, die auf Ehre halten, haben ein solches Recht des Ausschlusses, und daß kein Mißbrauch damit getrieben würde, dafür könnte ja durch die Zusammensetzung des Gerichtes und durch die Möglichkeit der Appellation an eine höhere Instanz gesorgt werden.

Dagegen scheint mir ein Anhängsel Ihrer heutigen Verrufserklärung bedenklich: daß dieselbe eventuell auch

über die Studentenjahre hinaus reichen und den Unglücklichen hinein begleiten soll in das bürgerliche Leben. Es steckt ja ein Berechtigtes auch hierin. Wer als Student ein schlechter und gemeiner Geselle ist, der ist es in dubio auch später noch, und unser Urteil über Komilitonen überdauert allerdings die Studentenjahre, wir nehmen es naturgemäß mit uns hinaus ins Leben. Aber auf der andern Seite wird der heutige Verruf doch meist nur wegen einzelner „unehrenhafter“ Handlungen und speziell wegen Satisfaktionsverweigerung erlassen, und dafür muß es doch eine Verjährung geben; diese fängt mit Recht da an, wo das Studentenleben aufhört. Daß man dem einst Verrufenen auch im späteren Leben mit Vorsicht, mit Reserve gegenübertritt, meinetwegen; es ist dies individuell und Sache jedes Einzelnen. Jedes Plus aber ist eine Grausamkeit, eine ungerechtfertigte Unversöhnlichkeit. Mit neuem Mut und frischem Vertrauen dem Menschen an einem neuen Lebensabschnitt entgegentreten, das heißt human und tolerant sein. Halten wir es für eine besondere Härte, wenn wir dem aus dem Gefängnis oder Zuchthaus Entlassenen den Eintritt in den Kreis anständiger Menschen bleibend verschließen, so ist es dieselbe Roheit, den studentisch Verfehmten zeitlebens als Verfehmten zu behandeln. Uebrigens läßt es sich auch gar nicht durchführen, und schon darum wäre es besser, wenn diese Bestimmung ganz aus Ihrem Komment verschwände. Und noch verwerflicher wäre es, wenn der studentische Verruf für die bürgerliche oder militärische

Carriere des so von Ihnen Bestraften nachteilige Folgen und Wirkungen haben sollte: Sie kümmern sich nicht um die Welt des Philisters; daher darf sich dieser auch nicht um Ihre Urteile kümmern und nicht seine Anschauungen von den Ihrigen abhängig machen und beeinflussen lassen. Das dürfen Sie nicht einmal wünschen und zugeben; denn es würde gar rasch auch Ihre Unabhängigkeit gefährden und Ihr Urteil übel beeinflussen.

Achte Vorlesung.

Diese ganze positive Erörterung über die studentische Ehre bekommt nun aber erst ihren Abschluß, meine Herrn, wenn sie eingereiht wird in den Zusammenhang mit dem Gesellschafts- und Verbindungswesen der Studenten.

Die alte Universitas war in Nationen geteilt und diese Teilung nach Nationen hat bekanntlich sogar einmal eingegriffen in den Gang der Weltgeschichte — zur Zeit von Hus in Prag. Daraus hat sich dann im siebenzehnten Jahrhundert das Verbindungswesen entwickelt, aus den Nationen entstanden die Landsmannschaften als Verbindungen der nach ihrer Heimat sich gliedernden Studentenschaft; zugleich wurden dieselben der Sitz eines maßlosen und grausamen Pennalismus. Auf diese Landsmannschaften folgten und mit ihnen verbanden sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im Zusammenhang mit der Ausbreitung der Freimaurerei, die Orden und Kränzchen, sie recht eigentlich die Ursache, daß wegen des damit verknüpften Geheimthuns das Verbindungswesen nun auch alsbald den Behörden verdächtig und von

ihnen verboten wurde. Aus Landsmannschaft und Orden zusammen bildeten sich sodann um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert die Korps, deren Namen ja heute noch zum Teil ihr Herauswachsen aus den alten Landsmannschaften verraten. Nach den Freiheitskriegen und ursächlich durch sie bedingt entstand die Burschenschaft. Auf dem politischen Hintergrund des Ringens um und des Schwärmens für ein einiges deutsches Vaterland war sie bestrebt, alle deutschen Studenten einheitlich zusammenzufassen und zur Mitarbeit an jener großen Aufgabe vorzubereiten. Es war ein idealer Gedanke, ein schöner Traum, würdig eines Marquis Posa, aber er scheiterte wie im Leben alle Träume scheitern — an dem Mißtrauen der Regierungen, an den Uebertreibungen und Ausschreitungen der Burschenschaft selber und an den im deutschen Wesen ganz besonders tiefbegründeten partikularistischen Neigungen: der eine große Bund kam nicht zu stande, die alten Korporationen löften sich ihm zuliebe nicht auf, und so wurde die Burschenschaft bald nur ein neues Glied in der Kette studentischer Verbindungen, selbst ein Partikulares, eine unter vielen. Und so ist es geblieben, nur daß sich inzwischen die Zahl dieser Korporationen erheblich vermehrt und die Ziele und Zwecke dieser studentischen Verbindungen immer mehr differenziert haben.

Ehe ich aber auf diese Unterschiede eingehe, zuerst ein Allgemeines. Ob der Student allein bleiben oder sich associieren, ob er sich in der wahlfreien Form

persönlicher Freundschaft mit einem oder zwei Kommilitonen zusammenthun oder sich einem größeren Ganzen anschließen und in eine bestehende Korporation eingliedern will, das muß man völlig ihm selbst überlassen; bei Ihnen als freien Bürgern einer Universitas academica ist das ausschließlich in das Belieben jedes Einzelnen zu stellen. So verkehrt es ist, das Verbindungsleben der Studenten zu verbieten oder zu beschränken, ebenso verkehrt wäre es, dasselbe erzwingen und obligatorisch machen zu wollen. Aber so sehr ich das Recht des Alleinbleibens anerkenne — „einsame Menschen" giebt es auch unter Ihnen, oder auch sinnige Naturen, die mimosenhaft scheu sich vor der Menge zurückziehen und mit einem Freunde schwärmen und still für sich ein reiches Innenleben führen, — im ganzen bin ich doch der Meinung, daß es auch hier nicht gut ist, daß der Mensch allein bleibe (1. Mose 2, 18), daß also der Anschluß an eine Korporation das Natürlichere und Vorteilhaftere, auch bei Studenten die Association dem sozialen Zuge der Zeit entsprechender ist.

Schon in der Schulzeit lege ich fast ebenso großen Wert auf die Erziehung durch die Mitschüler als durch die Lehrer, und daher ist der Geist, der in einer Schule herrscht, so wichtig. Noch viel mehr ist dies auf der Universität der Fall: einen erziehenden Einfluß haben wir Professoren unmittelbar auf Sie kaum oder gar nicht, die Disziplinargewalt werden wir hiefür nicht in Anspruch nehmen wollen; Sie sind sich selbst überlassen,

von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft losgelöst und haben somit lediglich sich selbst zu erziehen. Das ist für den Einzelnen in Ihrem Alter schwer, in der Gesamtheit dagegen macht es sich ganz von selbst. Und so sehen es denn auch alle studentischen Verbindungen als ihr Recht und ihre Pflicht an, die Füchse zu erziehen; das ist vom alten Pennalismus übrig geblieben. Und wie sehr das auch außerhalb der studentischen Kreise anerkannt wird, mögen Sie aus der Aeußerung einer mütterlichen Freundin von mir auf der Hochschule ersehen, die zu sagen pflegte: Füchse lade ich nicht ein, die müssen erst in ihren Verbindungen gar gekocht und genießbar gemacht werden. Diese Erziehung erstreckt sich freilich zunächst nur auf das Aeußere, auf den Komment; aber keine Form ohne Inhalt, ohne Geist, und dieser ist in der deutschen Studentenschaft doch immer der: ein honoriger Bursche zu sein. Das Bewußtsein, „das bin ich meinem Korps schuldig," kann ein mächtiger Schutz und Halt werden für den Einzelnen, die Sitte ist auch hier Zaun und Vorhof der Sittlichkeit, soll es wenigstens sein.

Aber es geht auch rasch genug über den bloßen Komment hinaus. Daß der Parlamentarismus bei uns so leicht hat Wurzel fassen können, hing doch auch mit der parlamentarischen Schulung in den studentischen Korporationen zusammen, und so steckt umgekehrt in unserem deutschen Parlamentarismus viel, ja nur zu viel vom Studententum; daher ist bei uns das Fraktionswesen so ausgeprägt — in Frankfurt nannten sich die

Fraktionen vielfach nach den Kneipen, auf denen sie zusammenkamen! — und klingt es in den Debatten oft, wie wenn die Redner gegen einander auf der Mensur stünden.

Aber das Wichtigste ist auch das noch nicht. Die Aufgabe des Studenten ist das Studieren, und auch dabei hilft einer dem andern; auf der Kneipe, auf Spaziergängen disputiert man sich zur Klarheit durch über Fragen, die man für sich allein vergeblich zu lösen gesucht hat. So habe ich mich als Student Wochen lang mit einem Komilitonen über ein Dogma gestritten, ich es verteidigend, er es angreifend, bis er schließlich mich, aber umgekehrt auch ich ihn überzeugt hatte; und so habe ich bis zur Stunde wenigstens die Genugthuung, daß ich der Kirche gewissermaßen einen Ersatzmann gestellt habe. Schon Plato hat gewußt, daß Eros und Dialektik, Freundschaft und Erkenntnis der Wahrheit zusammengehören; und die studentischen Verbindungen sind darum recht verstanden bis zum heutigen Tag solche platonische Pflegestätten von Freundschaft und Wissenschaftlichkeit, das διαλέγεσθαι ist ihr großer Zweck und giebt ihnen die höhere sittliche Weihe.

Aber auch dieses Sittliche selbst: hiefür kommt vor allem der Geist einer Verbindung in Betracht, das Milieu, in dem der Student Semester und Jahre lang lebt; wie dieses ist, so wird er in den Jahren der Empfänglichkeit und Eindrucksfähigkeit in dubio werden. Wir alle haben ein gut Teil Heroenver-

ehrung in uns, vielleicht keiner mehr, als der Fuchs gegen ältere Studenten. Diese Aelteren unter Ihnen wissen das selbst nicht mehr, mit welcher Verehrung der Fuchs zu den Führern seiner Verbindung aufblickt, und daher ist die Verantwortung dieser Führer auch so groß: sie machen den Geist der Verbindung, sie bestimmen das Milieu, und wie dieses heute ist, so werden auf Generationen hinaus die einzelnen Mitglieder sein und sich führen. Was dem jungen Studenten an ihnen imponiert, ist ja meist das äußere, forsche und schneidige Auftreten; an ihnen selbst liegt es, ob es dabei bleiben soll, ob sie ihm im Guten oder im Bösen imponieren, Führer auf rechten oder auf schlechten Pfaden sind.

Freilich ist auch die Gefahr da, daß einer im Verbindungsleben auf- und untergeht. Sie erinnern sich an das Wort des Mephistopheles:

> Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
> Durch flache Unbedeutendheit,

und darauf führt er Faust — zu den Studenten in Auerbachs Keller, wo es freilich wild genug zugeht, die Bestialität sich gar herrlich offenbart und mit wenig Witz und viel Behagen die Zeit totgeschlagen wird. Solche „Saufkompagnien" giebt es noch heute, und dazu kommen die Verbindungen der sterilen Kommentreiter und die nicht weniger äußerlichen Fechtbrüderschaften: sie alle sind ein Zerrbild eher als daß sie dem Ideal studentischer Geselligkeit und den höheren Zwecken derselben entsprechen; Verdummungsanstalten

und Brutstätten der Liederlichkeit hat man sie, und leider nicht immer ohne Grund, auch schon genannt. Aber ich bleibe doch dabei: abusus non tollit usum! Auch hier ist der Sozialismus und die Assoziation das Höhere und Bessere gegenüber dem Atomismus und Individualismus. Und wenn auch nicht in allen, vielleicht in keiner Ihrer bestehenden studentischen Vereinigungen das Ideal ganz erreicht wird, das Ideal bleibt darum doch ein gutes und richtiges, daß dieselben Erziehungsanstalten für den einzelnen Studenten und Schulen der Dialektik, so etwas wie Debattierklubs sein sollen; und daß in ihnen der Studentenwitz und der Studentenhumor gepflegt wird, das ist der witz- und humorlosen fin de siècle-Stimmung gegenüber auch nicht zu unterschätzen.

Jene Gefahren des Gesellschaftslebens bestehen aber ganz besonders bei kleinen Korporationen. Da muß jeder einzelne immer auf dem Platz sein, bei keiner Zusammenkunft, an keinem Kneipabend, bei keinem Frühschoppen darf er fehlen, sonst wird er vermißt. Dadurch aber wird er in seiner Freiheit beschränkt und werden allzu große Ansprüche an Zeit, Kraft und Geld gemacht, sozusagen der ganze Mensch für Verbindungszwecke mit Beschlag belegt. Und deshalb scheinen mir große, sogar sehr große Verbindungen vorzuziehen: nach meinem Gefühl sollten solche mit 20 und 30 Mitgliedern die kleinsten sein und sind solche mit 80 und 100 noch nicht zu groß. Gerade die Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Charaktere, Neigungen und Bestrebungen innerhalb eines Ganzen

ist für die Bildung des Einzelnen von besonderem Wert. Das widerspricht freilich — die vielen Fraktionen und Fraktiönchen im deutschen Reichstag beweisen es auch — dem Zuge der Zeit und dem Kantönligeist unseres Volkes; aber wahr bleibt darum doch, daß nur in solchen größeren Vereinigungen der Einzelne die Freiheit der Bewegung sich wahren kann. Ich würde daher dem Fuchs, der mich um meinen Rat fragte, sagen: treten Sie in eine Verbindung, aber womöglich in eine große! Und wenn diese Verbindung bunte Mützen und Bänder trägt, so schadet das auch nichts. In der grauen Alltäglichkeit unseres schablonenhaften Daseins nimmt es sich ästhetisch gut aus und erscheint fast gar wie ein Protest gegen Langeweile und Philisterhaftigkeit. Das wird ja gerade hier in Straßburg vom Katheder herab vielen etwas verwunderlich klingen; aber das ist nun einmal deutsche Studentensitte, und ich wüßte sie in ihrer Harmlosigkeit nicht griesgrämig zu tadeln.

Nun aber zu den verschiedenen Zwecken solcher Verbindungen. Der nächstliegende und erste ist einfach die Pflege der Geselligkeit, der harmloseste und doch ein durchaus berechtigter und genügender Zweck: der auf sich angewiesene Student, der ohne Heim und Familienanschluß in der Universitätsstadt allein steht, braucht Umgang und Verkehr, Anregung und Unterhaltung, und diese giebt ihm die Verbindung. Daß dahinter das Höhere wissenschaftlicher Dialektik und sittlicher Erziehung steht, wissen wir schon; von den ein-

zelnen Mitgliedern hängt es ab, wie viel sie von diesen Ingredientien der Mischung zuzusetzen imstande sind.

Aber diesem Verbindungsleben kann nun auch von Anfang an eine bestimmte und besondere Färbung gegeben werden, z. B. durch die Pflege der Fechtkunst oder des Turnens oder sonstiger körperlicher Uebungen oder geistig durch Musik und Gesang, durch Litteratur und Kunst. Vor allem aber scheint sich hiefür die Wissenschaft selbst anzubieten. Daß es ja freilich auch Verbindungen geben soll, die ihren Mitgliedern das Studieren ausdrücklich verbieten, ist zwar gelegentlich behauptet, aber doch eigentlich nie nachgewiesen worden. Immerhin ist schon eine solche durch die Zeitungen laufende Mitteilung schlimm für den Ruf der Studentenschaft, und faktisch wird es ja nicht ganz selten wirklich so sein. Aber nur zum Schaden für das geistige und moralische Niveau einer Korporation kann aus dem Gespräch und den Unterhaltungen einer solchen das wissenschaftliche Element verbannt werden, der Geist ödesten Banausentums müßte rasch bei ihr einziehen. Und daher liegt es nahe, studentische Vereine recht im Gegensatz dazu von vornherein und ausdrücklich auf Wissenschaft anzulegen und zu gründen. So treten neben die bloß geselligen die wissenschaftlichen Vereine. Pflegen diese die Wissenschaftlichkeit ihrer Mitglieder sozusagen im allgemeinen, durch Vorträge, Debatten u. dgl., so entsprechen sie ja nur als Debattierklubs jener allgemeinen und idealen Voraussetzung des *διαλέγεσθαι*. Im engeren Sinn dagegen

sind es solche, die fachmäßig organisiert als medizinische oder theologische oder philologische Gesellschaften ihren Zweck erreichen wollen. So sehr ich nun den Wert von solchen Fachgenossenschaften im späteren Leben anerkenne — gewisse Vorbehalte auch dagegen sind wohl ganz individueller Natur, eine Art Idiosynkrasie von mir gegen alles, was Zunft heißt —, so kann ich doch nicht bergen, daß sie mir auf der Universität verfrüht und dem wahren Wesen und der höheren Aufgabe der Universitas im Sinne einer Universitas literarum zuwider zu sein scheinen. Das Fach mit seiner Einseitigkeit kommt immer noch früh genug und bald auch energisch genug über den Philister. Der Student steht zwar dem Schüler gegenüber bereits auf dem Uebergang zum Fachmäßigen, aber darum soll seine Bildung doch keine fachmäßig enge und abgeschlossene, keine sich abschließende, sondern eine möglichst weite und allgemeine sein. Dazu trägt ja nun der Besuch der allgemein bildenden Vorlesungen bei. Aber das kann und darf nicht alles sein; und eben da tritt der Verkehr mit Komilitonen aus andern Fakultäten und Fächern ergänzend in die Lücke. Einen Blick in die Werkstätte der Naturwissenschaft sollte wenigstens auch der Theologe thun, die Fragen des Rechts sollen auch allen übrigen wenigstens an die Ohren schlagen. Wie kann das aber sein, wenn Sie sich in Ihrem Umgang von vorne herein nur auf Fachgenossen beschränken und das Fach auch in Ihrem gesellschaftlichen Leben in den Vordergrund stellen? Es mag ja der Fachaus-

bildung zu gute kommen; die allgemeine Bildung aber kommt dabei zu kurz und leidet darunter, und damit schließlich doch auch wieder das Fach.

Zur Bildung aber gehört in erster Linie Toleranz, das Sich hin und her verstehen und begreifen können. Auch das lernt man am besten auf der Hochschule, wo die extremsten Anschauungen im Munde von Kommilitonen angehört und ertragen werden müssen. Und das nimmt man dann hinaus ins Leben, die Einsicht, daß einer ganz anders als wir selber denken und deswegen doch ein honoriger Bursche, im Leben draußen also trotzdem ein guter und sittlich hochstehender Mensch sein kann. Und jeder hat ja draußen auch seinerseits auf allerlei Leute zu wirken und mit allerlei Leuten zusammenzuwirken; darum muß er auch als Student schon die verschiedenartigsten Menschen, Charaktere und Meinungen kennen, verstehen und tolerieren lernen. Namentlich die Mischung von Medizinern und Theologen, materialistisch und spiritualistisch gerichteten Menschen und die Mischung von Philosophen und Juristen, spekulativ radikal und positiv gebunden urteilenden Menschen in einer Korporation halte ich für besonders wertvoll und freue mich noch heute, daß mir in meiner Studentenzeit solche Mischung im Kreise meiner Genossen beschieden gewesen ist.

Ob aber auf die Bildung von wissenschaftlichen Fachvereinen heutzutage nicht die Seminarien ganz von selber hindrängen? Es scheint mir, entsprechend dem Zug der Universitäten in Fachschulen auseinander-

zufallen, möglich, aber nicht notwendig: möglich, weil es ja ganz natürlich ist, daß die intensiv zusammenarbeitenden Menschen auch sonst zusammenhalten und eine Art Lebensgemeinschaft mit einander bilden. Aber daß es so sein müßte, sehe ich nicht; im Gegenteil, gerade die Möglichkeit im Anschluß an das Seminar einmal in der Woche auch gesellig mit den Fachgenossen zusammen zu sein, macht ein weiteres überflüssig und macht es umgekehrt wünschenswert, als Gegengewicht dagegen und zur Abwechslung damit nun auch Angehörige anderer Fakultäten und mit anderen Studien beschäftigte Komilitonen aufzusuchen.

Schon auf dem Uebergang zu einer dritten Klasse von Verbindungen stehen die, die eine bestimmte wissenschaftliche Richtung oder Anschauung zur Voraussetzung haben. Auch das ist kein Unnatürliches: Freundschaft beruht schon nach einem Wort des Aristoteles auf Gesinnungsgemeinschaft, Gleichdenkende gesellen sich mit Vorliebe zusammen. Immerhin haben sich solche Vereinigungen eigentlich nur in einer Fakultät, der theologischen oder doch von ihr aus gebildet. Daß bei den Medizinern Homöopathie oder Allopathie trenne oder zusammenführe, die Stellungnahme für und gegen das Heilserum zum Prinzip einer studentischen Vereinigung erhoben werde, habe ich noch nie gehört; im Gegenteil, gerade daß man über solche Fragen disputiert, also dis ist, macht den Wert eines geistig angeregten Verbindungslebens aus; darin besteht ja die Aufgabe eines Debattierklubs.

Es liegt aber auch schon im Wesen des Studenten selbst begründet, daß es so ist und so recht ist: studieren heißt sich zur Klarheit, zu einem wissenschaftlichen Standpunkt durchringen, nicht von vornherein schon einen solchen fest und bestimmt einnehmen, nicht schon fertig sein mit allen möglichen Fragen. Der Student ist wissenschaftlich unfertig und soll es sein, weil er nur so sich offen und empfänglich für alle wissenschaftlichen Einwirkungen, nur so sich kritisch zu allem verhalten kann. Beim Studenten muß wie in der Welt des Heraklit πάντα ῥεῖν, alles im Fluß sein. Und deshalb kann ich Verbindungen, die sich gewissen Fragen, und wären es auch die höchsten und letzten und wichtigsten, gebunden gegenüberstellen, nicht für richtig halten: sie widersprechen dem Zweck des Studierens.

Aber es ist noch eine andere Gefahr dabei: wenn nun doch der Zweifel, nun doch die böse Kritik kommt und der Standpunkt der Verbindung in diesem neuen Lichte als zu gebunden oder auch als zu frei erscheint, so erschwert sich der Student durch eine solche vorgefaßte Stellungnahme die Entscheidung; denn nun handelt es sich ja zugleich um das Verhältnis zu seinen Genossen, der Bruch mit den bisherigen Anschauungen wird zugleich zu einem Bruch mit lieben Freunden. Der Tapfere vollzieht ihn, wenn es nötig ist, dennoch, aber er hat ihn zu einem persönlichen gemacht und damit aufs peinlichste zugespitzt und gefühlsmäßig verschärft. Der weniger Tapfere aber erliegt in der Stunde

der Entscheidung nur zu leicht der Rücksicht auf die Genossen und auf das Band, das ihn mit diesen umschlingt und bleibt so halb gegen seine bessere Ueberzeugung auf einem Standpunkt, den er als ehrlicher Mensch verlassen müßte. Und daher ist es mir stets leid, wenn ich höre: das ist die Verbindung der positiven, das diejenige der liberalen Theologen, oder gar höre, wie schon Primaner sich für die eine oder andere derselben entscheiden. Dem gegenüber mahne ich nochmals an die Toleranz; aber ich mahne auch an eigenes Glück und eigene Charakterbildung. Und wenn gar, wie ich das von nicht-deutschen Hochschulen weiß, liberale Vereine oder positive Gesellschaften außerhalb der Universität Stipendien stiften für junge Leute ihrer Richtung, so ist das geradezu eine Verführung zur Unehrlichkeit und zur Verleugnung der Wahrheit und wissenschaftlichen Ueberzeugung; und das ist nicht bloß für den Professor, sondern auch schon für den Studenten etwas wie Todsünde.

Und im Zusammenhang damit will ich auch aussprechen, daß ich Studentenverbindungen geselliger Natur, die die Zugehörigkeit zu einer Konfession oder Religion zur Bedingung machen und Andersgläubige — Christen oder Juden — ausschließen, meinerseits nicht verstehe und prinzipiell für verwerflich halte. Das Wort des großen Königs: in meinem Staat kann jeder nach seiner Façon selig werden, muß doch auch für den „Bierstaat", für die Welt des Studenten gelten. In den sechziger Jahren haben auf süddeutschen Universi-

täten einzelne Korporationen keine Norddeutschen aufgenommen: wie fern liegt uns heute eine solche politische Intoleranz; aber sollte eine religiöse weniger unvernünftig und weniger ungebildet sein? und wird in dreißig Jahren über diese religiöse Einseitigkeit anders geurteilt werden, als wir heute bereits über jenen politisch bornierten Partikularismus von damals urteilen? Hoffentlich nicht.

Neunte Vorlesung.

Meine Herrn! Will ich damit, daß ich, wie das letzte Mal geschehen, spezifische Interessen und Anschauungen nicht als geeignete Grundlagen für studentische Verbindungen anzuerkennen vermag, von ihnen jeden großen Hintergrund, will ich jede Anteil- und Stellungnahme der Studentenschaft zu den großen Fragen der Zeit ausschließen und ablehnen? Wahrlich nicht. Ich rede hier zuerst von der Politik.

Sofort denkt man an die Burschenschaft und an ihre große Zeit und denkt überhaupt daran, wie vor allem unter der akademischen Jugend in den Jahren 1815 bis 1870 der Gedanke an Kaiser und Reich lebendig erhalten und gepflegt worden ist, bis er durch Bismarck aufhörte, Gedanken und Traum zu sein und zur Wirklichkeit wurde. Aber freilich mahnt gerade auch die Geschichte der Burschenschaft an Zurückhaltung und Vorsicht. So entschieden man es verurteilen muß, daß die Regierungen das ehrenwerte und ideale Streben der deutschen Jugend mit Mißtrauen aufnahmen und mit Verfolgungen beantworteten, so kann man doch nicht verkennen, daß Thaten wie die Ermordung Kotzebues durch Sand oder der Frankfurter Putsch von 1833

mit einer gewissen Notwendigkeit aus der direkten Beschäftigung der Studentenschaft mit der Politik hervorgingen und dann das Unheil der Karlsbader Umsturzvorlage und der Demagogenverfolgungen in den zwanziger und dreißiger Jahren zur Folge hatten. Ursprünglich war die Meinung die gewesen, in der Burschenschaft die Einigung Deutschlands vorzubereiten; daraus wurde unter den Händen der „Unbedingten" der Plan sie selbst herbeizuführen — und das mußte mißlingen. Die Jugend ist leidenschaftlich, ist ungeduldig und ist von einer unerbittlichen Konsequenz, die leicht fanatisch wird und nicht mit dem historisch Gegebenen und Möglichen rechnet. Das sind aber gerade die Eigenschaften — der große Realist Bismarck hat es uns gelehrt —, die man in der Politik am wenigsten brauchen kann; und daher hat Treitschke doch Recht, daß die Politik gemacht und die Welt regiert werde am besten von den Männern zwischen 50 und 60 Jahren; darum soll der Student noch keine praktische Politik treiben wollen.

Und was in den Zeiten nicht möglich war und nicht glückte, als es galt in Sturm und Drang ein deutsches Reich zu gründen und zu schaffen, das ist heute, wo unsere Politik vor allem auf das Erhalten gerichtet sein muß, noch viel weniger möglich und aussichtsvoll: eine aktive Beteiligung der Studenten am politischen Leben ist nicht zu wünschen. Heißt das aber, den Studenten von der Politik überhaupt ausschließen und fernhalten wollen? Natürlich nicht. Der Student hat freilich auch dazu die Freiheit und das Recht,

er kann den politischen Fragen ganz fern bleiben und sich um Politik gar nicht kümmern. Aber daß das das Richtige wäre, ist nicht meine Meinung, dazu bin ich selbst von früher Jugend auf zu sehr ein *ζῷον πολιτικόν* gewesen. Der Student ist ein Sohn seines Volkes und fühlt sich naturgemäß, denn er ist jung, mit Stolz als solcher; und kaum von der Hochschule weg wird er Wähler, wird ein Glied des Staates, ein kleines Rad sogar in dessen großem Getriebe sein. Darauf gilt es sich vorzubereiten d. h. vor allem sich eine politische Ueberzeugung zu erwerben. Und das geschieht nicht nur mit Hilfe seiner Fachstudien und im Rahmen derselben, sondern auch durch den Besuch von allgemeinen Vorlesungen, wozu neben der Geschichte solche über Nationalökonomie heutzutage fast unerläßlich sind; vor allem aber durch reges Interesse und durch Anteilnahme an allem, was politisch um ihn her webt und lebt und geschieht und sein Volk in Freud und Leid bewegt: am 1. April 1895 darf darum auch der deutsche Student nicht fehlen. Zeitungen lesen ist daher keine Zeitverschwendung, wie manche meinen, sondern geradezu Pflicht des Studenten, wenn auch nicht gerade 5 und 6 Stunden täglich darauf verwandt werden müssen. Und daß Studenten die stehenden Besucher von Volksversammlungen sind, ist ebenso natürlich wie vernünftig. Darum bedauere ich oft, daß hiefür unsere Stadt Ihnen so gar nichts bietet, daß unser öffentliches Leben in Straßburg so ganz tot ist und Sie zu solcher Assistenz und passiver Beteiligung keinerlei Gelegenheit haben. Darin

ist ja freilich Berlin allen anderen Universitäten unvergleichlich überlegen, und schon deshalb sollte es kein deutscher Student versäumen, mindestens einen Winter lang dort in der deutschen Reichshauptstadt zu studieren. Ob und wieweit er dagegen etwa selber schon an dem Redeturnier einer solchen Versammlung sich beteiligen will, das muß seinem Takt und seiner Bescheidenheit, seinem Talent und seiner Selbsterkenntnis, vor allem aber auch der Geduld der Versammlung überlassen bleiben; ich würde meinen, auch hier sei in der Regel Schweigen und Zuhören Gold und Reden — oft nicht einmal Silber.

Aber kann sich der Student nicht auch einer Partei anschließen und läge nicht hierin doch eine Art von Beteiligungsmöglichkeit an aktiver Politik? Studentische Korporationen sich gruppierend nach politischer Parteistellung —? Daß ich das gegenwärtige Parteileben in Deutschland in seiner Zerklüftung — es sind zu viele und deshalb zu kleine Parteien — und in seiner gegenseitigen gehässigen Befehdung für ein Unglück halte, auch an den Bestand der meisten gegenwärtigen Parteien nicht mehr glaube und denselben auch keine Thräne nachweinen werde, wenn sie verschwinden, ist so zu sagen der politische Hintergrund für meine energische Verneinung dieser Frage. Sie hat aber auch andere im Wesen des deutschen Studenten selbst liegende Ursachen. Auch hier wieder — bei ihm ist alles im Fluß und soll es sein; Parteien aber sind etwas Festes und Abgeschlossenes; und deshalb wider-

spricht es dem Wesen des Unfertigen und des Freien, fest und gebunden zu sein. Der Student hat das Recht mit seiner politischen Meinung zu wechseln und zu schwanken, selbst Sprünge zu machen: das nimmt ihm niemand übel, er braucht es sich selbst nicht übel zu nehmen. Ich habe das Jahr 1866 als Student durchlebt; vor dem Krieg war ich mit den meisten meiner süddeutschen Landsleute großdeutsch, also österreichisch gesinnt; ich habe meine ersten Zeitungsartikel in diesem Sinn geschrieben. Da kam Königgrätz, und wie Schuppen fiel es mir von den Augen, daß ich mich in Oesterreich schmählich getäuscht habe, daß Preußen unter Bismarcks genialer Leitung der deutsche Staat und der Träger der deutschen Zukunft sei. Und ich habe mich keinen Augenblick bedacht, die große Schwenkung fast von heute auf morgen zu vollziehen. Was aber den Erwachsenen, die im großdeutschen Parteileben mitten innestanden und in diesen Traditionen alt geworden waren, schwer wurde und einen Riß in ihr Dasein brachte, wie es das Leben Fr. Vischers zeigt, das war für uns Jüngere etwas Selbstverständliches und Leichtes; d. h. krank hat mich die Aufregung jenes Jahres freilich gemacht, aber ein gebrochenes Herz und ein gebrochenes Leben habe ich nicht davon getragen. Solche Uebergänge stehen aber nicht etwa im Widerspruch mit dem früher Gesagten, daß der Student unerbittlich konsequent sei; er ist es jedesmal und in jedem Augenblick innerhalb des Standpunkts, den er gerade einnimmt und den

er nun eben für den höchsten und besten hält, auch wenn er ihn schon im nächsten Augenblick wieder verläßt. Er ist — ob konservativ oder liberal oder sozial — stets radikal.

Eben deswegen aber, weil hier ein Umschlag, selbst ein plötzlicher und radikaler noch so leicht möglich ist, kann auf politische Parteistellung eine studentische Korporation nicht gegründet werden. Wie soll sich aber dann der Student den politischen Parteien gegenüber stellen? Nicht sie ignorieren, sondern wiederum — mein altes ceterum censeo — über sie debattieren, er soll gegen sie kritisch sein; das ganze Studentenleben ist sozusagen Eine Krisis, ein Ringen nach Entscheidung. Die Partei ist nun niemals das Ganze, hat also auch niemals ganz Recht, jeder haftet eine Verengung und Einseitigkeit, ein Halbes und Endliches an; und daher darf sich der Student keiner Partei gefangen geben, sondern soll sie entweder alle der Reihe nach, mindestens theoretisch, durchlaufen und durchmachen oder sich skeptisch zum Parteileben überhaupt stellen. Er soll also nicht konservativ oder freisinnig oder nationalliberal sein, sondern er soll an jeder dieser Parteirichtungen neben dem Berechtigten auch das Endliche und Mangelhafte durchschauen; dann geht er später als freier Mann in die Partei, die ihm am meisten zusagt, ein und wird auch in ihr kein verknöcherter Parteimensch, wird nicht politisch intolerant und fanatisch werden. Das alles wird zugleich auch zur Gesundung unseres politischen Lebens beitragen,

die uns so dringend not thut: wir brauchen Männer, die selbst dann über den Parteien stehen, wenn sie Mitglieder einer Partei sind, um von innen heraus auf ihre eigene Partei reinigend und mäßigend zu wirken; und das kann nur geschehen, wenn Sie als Studenten gründlich kritisch sind. Der Philister liest seine Zeitung, der Student liest Zeitungen — damit haben Sie in Einem Wort den Unterschied; bei der Kreuzzeitung fängt er an und beim Vorwärts hört er auf und macht sich dabei klar, daß sie in maiorem partium gloriam gelegentlich alle — lügen oder wenigstens die Wahrheit verschweigen. Der Parteifanatiker vergißt über der Partei das Wohl des Ganzen; der Student aber soll sich als deutscher Student für das Wohl dieses Ganzen erwärmen und begeistern und sich erfüllen mit wahrem und warmem Patriotismus, ohne den ich mir — trotz aller vaterlandslosen und antinationalen fin de siècle-Stimmungen sei es gesagt und sei es hier auf diesem reichsländischen Boden besonders nachdrücklich gesagt — einen deutschen Studenten nicht denken kann.

Also, der Student soll sich durch Kritik eine politische Ueberzeugung und Gesinnung erwerben und vor allem lernen, über dem Teil das Ganze des Vaterlands nicht aus den Augen zu verlieren. Zur Erwerbung einer solchen patriotischen Gesinnung und zum Bewußtwerden der Zugehörigkeit zum Staat trägt nun aber bei einer großen Anzahl von Ihnen auch das bei, daß Sie als Studenten dienen, Ihr

Einjährigen-Freiwilligen-Jahr ableisten dürfen und vielfach auch wirklich ableisten. Über unserem Kollegiengebäude steht: Literis et patriae! Solange an den Fürsten Bismarck noch offiziell telegraphiert wurde und er ebenso zu antworten pflegte, hat er in diesen seinen Antworten mit Vorliebe die Devise umgedreht: Patriae et literis! Ich habe einmal die philologische Konjektur aufgestellt — ich mache selten Konjekturen —, Bismarck habe nur patriae für den Dativ, literis dagegen für den Ablativ angesehen und seiner eigenen Devise „patriae inserviendo consumor" entsprechend übersetzt: Dem Vaterland dienen wir wie mit dem Schwert (et armis) so auch mit der Feder — et literis. Und wenn wir draußen im Tivoli einen Ihrer offiziösen Kommerse feiern, so pflegen wir — ich glaube regelmäßig an dritter Stelle — den Toast auf die Armee auszubringen und dabei mit Stolz auf die Mischung der bunten Uniform des Soldaten und der bunten Mütze des Studenten hinzuweisen: ein Bild des Volkes in Waffen! Verbindung von Wehr- und Lehrstand!

Und doch beschleicht mich hiebei zuweilen das Gefühl, als ob nicht alles in Ordnung sei. Ich würde vielleicht an diesem Punkte fast zaghaft sein, demselben im Widerspruch mit dem Bestehenden und mit den Anschauungen der Zeit Worte zu leihen, wenn ich nicht sähe, daß ich damit doch nicht allein stehe, sondern daß unter anderen mein theologischer Kollege Kähler in Halle in seiner anregenden Schrift „Die

Universitäten und das öffentliche Leben" (1891) zu ähnlichen nachdenksamen Erwägungen und Bedenken gekommen ist, wie ich sie Ihnen vortragen möchte. Vorausschicken will ich, daß ich den Heeresdienst in vieler Beziehung für eine unvergleichliche Schule in allerlei äußerlichen Tugenden halte und glaube, daß die Gewöhnung an Ordnung und Disciplin, an strammes Wesen und äußere Form der Selbstdisciplinierung des jungen Mannes — er lernt vor allem schweigen! — in hohem Maße zu gute kommt und demselben namentlich dann einen Halt mitgiebt auch für das studentische Leben, wenn er dieses Dienstjahr zwischen Schule und Universität einschieben kann. Ich will aber auf der andern Seite allerdings auch nicht bergen, daß bei manchem die Wirkung keine unbedingt günstige ist. Jener militaristische Geist und Ton, der den jungen Assessor und Lehrer auf seiner Visitenkarte seine Qualität als Reserveleutnant in den Vordergrund stellen läßt, als ob der etwas Höheres und Besseres wäre als der Zivilist bis hinauf zum Minister, ist auch in die Studentenschaft eingedrungen und trägt nicht zum wenigsten die Schuld an jener unstudentischen und unjugendlichen Steifheit und Förmlichkeit, die zu der militärischen Subordination, aber nicht zu der akademischen Freiheit und Gleichheit paßt. Und bei Einzelnen mag sogar ein solcher Geist der Subordination in das wissenschaftliche Arbeiten mit herübergenommen werden und

hier zu einem subalternen Respekt vor äußerer Autorität verführen.

Aber von allem dem wollte ich eigentlich nicht reden, sondern ganz prinzipiell und geschäftsmäßig fragen, ob denn der einjährig-freiwillige Student oder der studierende Einjährig-Freiwillige ein berechtigtes mixtum compositum sei? Gewiß war es ein humaner Gedanke, daß es den Studenten gestattet wurde, ihr Militärjahr während des vorgeschriebenen Trienniums oder Quadrienniums abzudienen und das erstere in die Studienzeit einzurechnen. Diese Erlaubnis stammt aus Zeiten, wo selbst im preußischen Heere der Dienst noch erheblich leichter, die Ansprüche an die soldatische Ausbildung und Leistung noch erheblich kleiner waren, so daß wenigstens in der zweiten Hälfte des Jahres Zeit genug zum wirklichen Studieren übrig blieb. Das ist jetzt, wie wir alle wissen, anders geworden: auch der einjährige Student ist das ganze Jahr hindurch ganz nur Soldat, zum Besuch der Vorlesungen ist kaum gelegentlich eine Stunde frei; zum Studieren ist im allgemeinen so gut wie keine Zeit mehr übrig; der Dienst nimmt alle Zeit und alle Kraft für sich in Anspruch. So bleibt höchstens noch die Möglichkeit, abends und Sonntags mit den Komilitonen von der Universität zusammen zu — kneipen, was ich ja nicht zu niedrig anschlage, wenn Ihre Verbindungen wirklich wissenschaftliche Debattierklubs und erfüllt sind vom Geist, von der Atmosphäre wahrer Wissenschaftlichkeit. Dann findet so etwas wie ein geistiger Rapport, eine

geistige Endosmose statt. In allem übrigen aber ist der Einjährige Soldat und nicht Student; und dennoch wird er immatrikuliert, mit zur Universitas magistrorum et scholarium gerechnet und belegt 1—2 Vorlesungen.

Was ist das anders, meine Herrn, als Täuschung und Schein? Scheinwesen aber ist jederzeit und überall vom Uebel, am meisten da, wo es sich um die Jugend und deren Selbsterziehung und um die Pflege der Wissenschaft, deren Endziel die Wahrheit ist, handelt. Allein es ist noch ein anderes Schlimmeres dabei. Staat und Kirche fordern für die Vorbildung ihrer Beamten und Diener das Triennium beziehungsweise Quadriennium, vermutlich doch weil 6 oder 8 Semester von ihnen als das Minimum für Absolvierung eines wissenschaftlichen Studienkurses angesehen werden. Indem nun das Militärjahr hineingerechnet werden darf, in welchem notorisch wissenschaftlich nicht gearbeitet werden kann, heißt das nichts anderes als: wir begnügen uns aber auch mit vier, beziehungsweise mit sechs Semestern. Nun werden Sie freilich sagen, daß diese Semesterzahlen ja doch nur auf dem Papier stehen, faktisch mache niemand nach sechs Semestern mit Einschluß des Militärjahres sein Examen. Niemand — das ist zu viel gesagt; manche doch. Aber auf das Faktische kommt es hier auch nicht allein an; schon daß sie es können und dürfen, ist schlimm; denn das heißt nichts anderes als daß Staat und Kirche erklären: Triennium ja, aber wir begnügen uns allenfalls auch mit vier Semestern; Quadriennium ja, aber sechs

Semester thun es auch. Ich werde, wenn ich auf die Examina zu reden komme, auch davon sprechen, wie es genügt oder vielmehr nicht genügt. Darum heute nur das: man wundert sich manchmal über die Mangelhaftigkeit der wissenschaftlichen Aus- und Durchbildung unserer Beamten und Geistlichen; daran ist etwas Wahres; allein man vergißt, daß Staat und Kirche selbst durch dieses sanktionierte Leichtnehmen mit dem Studium und durch dieses Verkürzen der dafür bestimmten Zeit nicht zum wenigsten daran schuld sind. Und wenn es staatliche und Universitätsbehörden so leicht nehmen mit dieser Vorschrift, so nimmt es natürlich der Student doppelt leicht. Wenn zwei Semester mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis für die Wissenschaft verloren gehen dürfen, warum sollte sich der freie Bursch nicht weitere zwei Semester aus eigener Machtvollkommenheit als zum Verbummeln bestimmt gestatten und genehmigen? Und wieviel bleiben dann?! Dazu kommt, daß die Universitätsbehörden ausdrücklich angewiesen sind, alle Benefizien während des Militärjahrs zu gewähren, die abgesehen davon gewährt würden. Nun brauche ich hier nicht noch einmal auf die Stipendienfrage zurückzukommen; aber was ist es denn hier mit dem Fleißzeugnis für den Einjährig-Freiwilligen? So kommt zu dem allgemeinen Mißstand damit noch ein besonderer hinzu.

Allein diese für viele so notwendige Erleichterung aufheben, wäre das nicht eine bittere Ungerechtigkeit? und müssen die Universitäten diese Uebelstände nicht

im Interesse des Staates und im Interesse der Einzelnen eben über sich ergehen lassen und tragen? Aber, meine Herren, wo ist denn die Ungerechtigkeit? Mir scheint jedes Privilegium der wahren staatlichen Gerechtigkeit zu widersprechen: hier besteht eines, Sie Studenten sind vor allen andern Berufen darin bevorzugt. Ueberall sonst muß der junge Mann ein Jahr seiner Bildungszeit für den Militärdienst, d. h. für den Staat daran geben, überall sonst müssen seine Eltern oder Vormünder die Kosten für dieses Jahr ganz tragen. Nur bei Ihnen rechnet man dieses Jahr in die Bildungszeit ein, nur Ihnen gewährt man aus allerlei öffentlichen oder privaten Mitteln Beihülfe dazu. Das ist wirklich ein Privileg, das Sie vor dem jungen Kaufmann oder Künstler oder Landwirt voraushaben; Privilegien aber sind im Staatsleben jederzeit schädlich und fallen auch früher oder später mit Sicherheit dahin. Wollten Sie aber einwenden, daß dann der militärfreie Komilitone vor dem tauglichen ein Jahr in seiner Carriere voraus hätte: ja ist denn das anders bei dem jungen Kaufmann? und hat dafür nicht doch auch der Taugliche seinerseits wieder manches voraus vor dem andern? Und bei seinen Beamten würde ja der Staat überdies die Möglichkeit haben, die ihm im Heer geleisteten Dienste auf die Zivildienstjahre zu rechnen, wiewohl das vielleicht auch gewisse Bedenken gegen sich hätte. Ich spreche hier ja nur von dem Interesse, das die Universität an dieser Frage hat, sonst könnte ich auch noch darauf hinweisen, daß es auch für das Heer

und die militärische Ausbildung selber vielleicht so übel nicht wäre, wenn für die Studierenden die Notwendigkeit und der Anreiz künftig wegfiele, am Sitz einer Universität ihr Jahr abzudienen und sich die Einjährigen infolge davon mehr gleichmäßig über das ganze Land hin verteilen ließen.

Aber von allem dem abgesehen: unser Interesse weist fraglos auf die Abschaffung dieses studentischen Privilegiums hin und es bedarf wirklich dringend einer so durchgreifenden und einschneidenden Maßregel, wie sie Kähler vorschlägt: „das Militärdienstjahr wird nicht auf das Triennium angerechnet; die öffentlichen akademischen Benefizien hören während der Ableistung der Militärpflicht auf.“ Es wäre dies die Anerkennung, daß wir es mit dem Studieren und demgemäß auch mit der Forderung des Trienniums oder Quadrienniums Ernst nehmen und daß es im Dienst der Wissenschaft und der Wahrheit der Schein allein wirklich nicht thut.

Zehnte Vorlesung.

Von diesem Exkurs und Anhang zu dem gesellschaftlichen Leben des Studenten lassen Sie uns nun übergehen, meine Herrn, zu der großen Frage, die uns gegenwärtig alle beschäftigt und die alles beherrscht, der sozialen, und lassen Sie uns sehen, was der Student mit ihr zu thun und welche Stellung er zu ihr zu nehmen hat.

Ich schicke drei Thatsachen voraus, die dieses Thema gewissermaßen legitimieren sollen: 1) an allen Hochschulen wird heute über den Sozialismus und die soziale Frage gelesen; 2) in Frankfurt a. M. ist an Pfingsten des vorigen Jahres im Anschluß an den evangelisch-sozialen Kongreß ein christlicher Studentenkongreß abgehalten worden, auf dem der bekannte Führer der Christlich-Sozialen, Pfarrer Fr. Naumann in Frankfurt die bedeutendste Rede über „den Studenten im Verkehr mit den verschiedenen Volkskreisen" gehalten und auch die andern Redner die soziale Frage wiederholt gestreift haben; und 3) ist von Berlin und Halle aus jüngst die Nachricht von der Gründung und Nichtgründung einer sozialwissenschaftlichen Studenten-

vereinigung auch in weitere Kreise gedrungen, nachdem solche Vereinigungen schon bisher auch auf andern Universitäten, ich glaube zuerst in Göttingen, ins Leben gerufen worden waren, und diese Sache hat bis in den Reichstag hinein alsbald zu allerlei Erörterungen Anlaß gegeben. Und ist es auch jugendlicher Bombast, wenn kürzlich irgendwo zu lesen war: „die akademische Jugend beginnt die soziale Frage aufzurollen," als ob dieselbe nicht längst schon von ganz anderer Seite aufgerollt wäre, so zeigen doch alle diese Thatsachen, daß die Studentenschaft wirklich ernstlich beginnt, sich auf ihre Stellung zu dieser großen Zeit- und Streitfrage allmählich auch zu besinnen.

Was die soziale Frage bedeutet und wievielerlei unter diesem scheinbar einheitlichen Titel und Namen zusammengefaßt wird, Ihnen auseinander zu setzen, kann weder im allgemeinen und überhaupt noch hier speziell bei dieser Gelegenheit meines Amtes sein. Für mich ist sie wesentlich auch eine sittliche Frage und als solche eignet sie sich ganz besonders zur Besprechung gerade in diesem Zusammenhang.

Sie ist die Frage unserer Zeit: vom Studenten aber gilt, daß er nihil humani a se alienum putat; wie wir alle interessiert darum auch er sich dafür und sucht sich in den gewaltigen Gegensätzen, die sie aufwühlt, zu orientieren. Zu orientieren —; denn definitiv Stellung nehmen, und praktisch sich entscheiden, das wäre hier wie in der Politik für ihn noch verfrüht. Gewiß giebt es auch auf diesem Gebiet solche, die alsbald Partei er-

greifen, für oder wider entschlossen und entschieden sind; es sind die Köpfe, denen die Beweglichkeit fehlt und die als geschworene Parteimenschen etwas Borniertes und Einseitiges jetzt schon an sich tragen und später immer mehr ausbilden werden — nicht zum Heil des Ganzen, nicht zum Vorteil unbefangener Mitarbeit an der Lösung sozialer Aufgaben, nicht ihnen selbst und ihrer Bildung zum Gewinn; denn noch einmal, beim Studenten soll alles im Fluß sein und im Fluß erhalten werden; er soll darum nicht Partei ergreifen, nicht Parteimann sein wollen.

Es ist neuerdings das Verlangen an unsere Schule und speziell auch an die Gymnasien, von denen Sie herkommen, gestellt worden, dieselben sollen sich an dem Kampf gegen die Sozialdemokratie beteiligen, diese bekämpfen und der Jugend die Unrichtigkeit und Falschheit ihrer Lehren beweisen und darthun. Ich habe mich gegen diesen Mißbrauch der Schule im Dienste für oder wider eine Partei schon wiederholt ausgesprochen und thue es auch hier mit aller Energie: das kann die Schule nicht; das soll sie nicht wollen, weil es ihrer wahren Aufgabe zuwiderläuft; und wenn sie es dennoch thäte, so würde sie fraglos vielfach gerade das Gegenteil erreichen und den leider Gottes schon bestehenden Riß zwischen Schule und Haus nur immer mehr erweitern. Und so ist auch die hohe Schule, die Universität zu einer derartigen tendentiösen und direkten Dienstleistung nicht heranzuziehen; sie hat Wissenschaft zu lehren, nicht Parteien zu bekämpfen und bestellte

Gesinnung zu züchten. Wohl aber muß auf ihr Gelegenheit geboten sein, in ihrer d. h. in echt wissenschaftlicher und streng sachlicher Weise diese schwierigen und weitverzweigten Fragen zu studieren und sich darüber zu belehren. Das geschieht natürlich am einfachsten, besten und zweckmäßigsten durch den Besuch volkswirtschaftlicher Vorlesungen. Sie braucht in erster Linie der Jurist, der am Rechtsprechen und Verwalten des Staates dereinst beteiligt sein wird und zu sorgen hat für ein soziales Recht und — im Sinn der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 — für eine die sozialen Bedürfnisse und Nöte des Volkes berücksichtigende und befriedigende Verwaltung; sie braucht aber auch der Mediziner, dem es bei Epidemien und hygienischen Aufgaben jederzeit zum Bewußtsein kommen muß, daß die Hebung des Volkswohlstands und der Lebensführung und Lebenshaltung der unteren Klassen die beste Arznei und die beste Abhilfe gegen den sogenannten Umsturz ist; sie braucht der Theologe, der immer mehr lernen soll, daß er nicht nur für das Jenseits, sondern auch für menschliches Wohl und Wehe im Diesseits mitzuwirken habe, und daß das Christentum von Haus aus keine Religion der Satten und der Reichen, sondern der Armen und Elenden, der Hungernden und Dürstenden, eine durch und durch sozialistische Religion gewesen ist; und sie braucht endlich auch der künftige Lehrer, der aus sozialer Not so manche ungenügende Leistung seiner Schüler wird erklären und zurechtlegen müssen und der erfahren wird, daß die wahre Pädagogik

fin de siècle eine soziale Pädagogik ist und im Sinne Pestalozzis immer mehr werden muß. Und so wüß'e ich in der That kein Studium, das gegenwärtig nicht das der sozialen Frage einschlöße und nötig machte. Dazu aber dienen am besten einzelne grundlegende und orientierende Vorlesungen, und dient weiter auch eine vernünftig ausgewählte Lektüre von hervorragenden Werken, die sine ira et studio die Arbeiterfrage und ihre Geschichte oder die verschiedenen Versuche zum sozialen Frieden zu gelangen darstellen, oder auch die Lektüre von hervorragenden Parteischriften, wenn es nur Schriften aus verschiedenen einander entgegenstehenden Lagern sind; denn hier wenn irgendwo gilt das audiatur et altera pars!

Hier wenn irgendwo muß sich aber auch der Wert Ihrer Geselligkeit — Debattierklubs! — ausweisen: das müßte doch eine recht stumpfsinnige Gesellschaft sein, in der es heutzutage nicht widertönte von sozialistischen Schlagwörtern und über das Pro und Contra derselben nicht eifrigst disputiert würde; und wenn irgend einmal, so ist bei dieser Frage ein mehr methodisches und systematisches διαλέγεσθαι und Betreiben des Disputierens angezeigt. Die Gedanken aus den staatswissenschaftlichen Seminarien müßten durch deren Mitglieder recht eigentlich zum Gemeingut aller, in populärerer Fassung Freund und Feind mitgeteilt werden, müßten wie Funken und Blitze von Mund zu Mund springen und von den Außenstehenden begierig aufgenommen werden. Ein Beweis, daß

das aber doch nicht in dem Maß und Umfang der Fall ist, wie es wünschenswert und zu erwarten wäre, ist eben jener Aufruf zur Gründung besonderer sozialwissenschaftlicher Studentenvereinigungen auf unseren deutschen Hochschulen. Es braucht also, so scheint es, doch noch besonderer Veranstaltungen, weil von dem Gros der Studentenschaft bis jetzt noch nicht genügend über diese Fragen gehört und gelesen und disputiert worden ist und weil Ihre bestehenden Verbindungen sich nach dieser Seite hin als unzulänglich, nicht genügend als Disputiervereine ausgewiesen haben. So ist jener Aufruf zunächst eine Art von Armutszeugnis, das Sie sich selbst ausstellen, das Eingeständnis eines Mangels und Defekts; zugleich aber auch sofort ein Zeichen von Selbsterkenntnis, die ja immer der Anfang des *διαλέγεσθαι*, des Disputierens und Philosophierens ist.

Eben deswegen kann aber ein solcher Verein auch nur ein Notbehelf sein: einzelne Vorträge, wie sie da gehalten werden sollen, sind immer nur Fragmente, die darum notwendig aus dem Zusammenhang gerissen Mißverständnisse hervorrufen müssen; nur als Anregung zum eigenen selbständigen Forschen nnd Weiterstudieren haben sie Wert: das bleibt Ihnen also dadurch doch nicht erspart; und Wert haben sie auch, sofern sie gerade auf Sie und für Sie berechnet sind und darauf hinarbeiten, daß Sie sich um diese Dinge kümmern und sie unter sich zum Gegenstand Ihrer Unterhaltung und Ihrer Debatten machen sollen. Nicht allzuviel verspreche ich mir dagegen von der Absicht dieser

Vereine, Etablissements aller Art zu besuchen: was Sie hier erfahren und lernen können, ist höchstens das Technische; was Sie dagegen möchten und wollen, ist ein Einblick in das Soziale. Allein die Arbeitgeber werden sich wohl hüten, solchen kritischen jungen Herrn dazu zu verhelfen, und die Arbeiter werden dieser munteren Eintagsschar recht mißtrauisch und zugeknöpft gegenüberstehen und ihre ernsthaften Klagen und Forderungen nicht wie eine Marktware vor ihr ausbreiten und zur Schau stellen. Ich glaube, mit den Augen eines Herkner oder Göhre und mit den Augen eines tüchtigen Fabrikinspektors (also aus deren Büchern und Berichten) werden Sie erheblich mehr und schärfer sehen, als mit Ihren eigenen ungeübten und ungeschulten Augen. Und wozu haben Sie denn Ihre langen Ferien, wenn fin de siècle nicht auch dazu, solche Dinge zu erfahren, Ihre Augen für das Sie umflutende Leben aufzumachen und Fühlung zu gewinnen mit dem hart arbeitenden Volk? Das wird dem Einzelnen leichter und besser gelingen als solchen in Massen auftretenden Vereinen.

Aber trotz solcher Bedenken, ich freue mich dennoch dieser Gründung als eines Symptomes, daß das Interesse und das Verständnis und die Energie für die soziale Frage unter Ihnen da ist und wächst. Solche Vereine als Heimstätten des Dilettantismus zu verspotten oder sie gar als Brutstätten der Sozialdemokratie zu verbieten, halte ich weder für recht noch für sonderlich klug. Das beste daran wird freilich immer das sein, daß sie dem

Einzelnen sobald als möglich wieder entbehrlich werden, indem derselbe durch die Fragmente der hier gehörten Vorträge und durch das Chaotische der daran sich anschließenden Debatten angeregt wird, diese Dinge im Zusammenhang einer Vorlesung oder eines gründlichen Buches kennen zu lernen. Einstweilen aber beginnt eben auch der Student normaler Weise, wie wir alle, mit dem Dilettantismus, d. h. mit dem Interesse haben an der Frage; und die Gefahr —! Davon soll gleich noch mehr die Rede sein.

Zu der sozialen Belehrung trägt nämlich auch der Besuch sozialdemokratischer Versammlungen bei. Auch das ist Ihnen hier in Straßburg verschlossen, einfach deshalb, weil hier solche Versammlungen nicht geduldet werden. Aber in Berlin oder in Leipzig versäumen Sie ja die Gelegenheit nicht, Sie können sehr vieles, Sachliches und Persönliches, dabei lernen. Freilich hat man das für besonders gefährlich erklärt; aber was Gesellen und junge Handwerker ertragen können und müssen, das sollen Sie Studenten auch ertragen können. Und selbst wenn etliche dabei bleibend für die Sozialdemokratie gewonnen werden —: es müssen eben auch hier nach einem Worte Herbarts Jünglinge gewagt werden, um Männer zu werden! Und sachlich halte ich das ohnedies für kein Unglück. Gebildete, namentlich historisch gebildete Elemente innerhalb der Sozialdemokratie werden diese — so „naiv" bin ich dies zu hoffen — immer mehr zu einer sozialen Reformpartei machen und ihr das allzu Utopistische und

Radikale ausreden; und das ist doch das Ziel aller wahren Bekämpfung. Solange man immer wieder mit Umsturzgesetzen operiert, antwortet auch die Gegenseite mit Umsturzdrohungen; auf dem Weg der wirklich immer noch dringend notwendigen sozialen Reformen dagegen werden wir uns schließlich alle friedlich wieder zusammenfinden können.

Nun ist aber auch hier nicht zu verkennen, daß im Wesen des Studenten selbst Momente liegen, die mit der sozialistischen Gesamtströmung unserer Tage — freundlich sowohl als feindlich — sich berühren. Es ist zunächst der Individualismus ein natürlicher und berechtigter Zug im deutschen Studenten: der Bursche steht auf sich selber und lebt seinen individuellen Bedürfnissen und nach seinen individuellen Neigungen. Individualismus aber ist der Gegensatz von Sozialismus; scheinbar unvereinbar stehen sich diese beiden Prinzipien gegenüber und bekämpfen sich zur Zeit auf Leben und Tod. In praxi ist der Sozialismus im Vordringen gegen den seit der Renaissance zur Herrschaft gelangten Individualismus, der sich mit seinem laissez aller, laissez faire auf dem Gebiet der Volkswirtschaft und speziell für die wirtschaftlich Schwachen seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts immer verhängnisvoller herausgestellt hat. Aber es stehen dem auf dem Rückzug befindlichen Gegner noch manche Reserven zu Gebot; in dem Anklang, den die bis zum Wahnsinn verzerrte Individualitätsphilosophie Nietzsche's in einem großen Teil unserer jüngsten

deutschen Litteratur und also auch unter Ihnen gefunden hat, zeigt er seine Kraft. Und so könnte es scheinen, als müßte der Student sich ohne weiteres auf die Seite des Individualismus und in Gegensatz stellen zu den sozialistischen Tendenzen unserer Zeit. Dazu kommt noch eines: der Student weiß sich etwas mit seinem Studentsein, er bildet eine Welt, fast gar eine Kaste für sich, er sieht auf die andern Stände als die der Philister und Knoten herab; und dieses Standesbewußtsein, das leicht zu hochmütigem Dünkel, zu wirklichem Kastengeist entartet, läßt ihn sich abwenden von der in Hemdärmeln einherschreitenden, alles nivellierenden oder doch nivellieren wollenden sozialistischen Bewegung: was hat er mit der Arbeiterwelt zu thun? er strebt ja eben auf den Eintritt in die Reihen der oberen Zehntausend sich vorzubereiten.

Auf der andern Seite liegt aber im Wesen des Studenten auch manches, was ihn der sozialistischen Bewegung und Anschauung geneigt machen kann. Ich habe ihn schon einmal radikal genannt: er zieht gern die äußersten und extremsten Konsequenzen, er liebt weder opportunistische Berücksichtigung der gegebenen Bedingungen und Verhältnisse noch irgendwelche Vermittlungen und Zugeständnisse. Und er ist nicht nur radikal, sondern auch unhistorisch; und deshalb hält er vieles für möglich, was der durch die Geschichte Belehrte angesichts der harten Wirklichkeit nicht zu glauben oder für ausführbar anzusehen vermag: das Leben des Studenten, sein Fühlen und Streben ist

voll Zukunftsmusik; wie sollte er da nicht sympathisieren mit dem Zukunftsstaat? Und endlich — im Studenten liegt ein chevaleresker, ritterlicher Zug: den Armen, Schwachen, Gedrückten gegenüber hat er — er ist ja auch noch jung — ein Herz, ihre Klagen finden bei ihm ein williges Ohr; und darum auch die Klagen und Anklagen der Arbeiterwelt gegen die heutige sie bedrückende soziale Ordnung und Unordnung.

Daraus ergiebt sich eine gewisse Zwiespältigkeit nicht nur innerhalb der Studentenschaft im ganzen, sondern auch im einzelnen ernsthaft über sich selbst zur Klarheit sich durchringenden Studenten selber. Und doch, kaum treten Sie draußen in das Leben ein, so sollen Sie Stellung nehmen für oder wider, man erwartet von Ihnen, daß Sie sich eine Ansicht über diese Frage gebildet haben, ja noch mehr, daß Sie dieselbe auch bei Wahlen, in Versammlungen u. drgl. öffentlich aussprechen und vertreten. Und da will man Ihnen verwehren, auf der Hochschule schon jede Gelegenheit zu benützen und sich selbst Gelegenheiten zu schaffen, um zu lernen, sich bekannt zu machen, sich belehren zu lassen. Nein wahrhaftig: hinein ins Wasser, d. h. ins Leben! und hier die Augen auf! die Herzen auf! die Köpfe auf! Und wer Ihnen rät, dafür lieber auch in Ihren Gedanken und Unterhaltungen die Fragen der Zeit uns Aelteren zu überlassen und Sie zu den inzwischen glücklich verwirklichten Idealen der fünfziger Jahre zurückrufen möchte, der bietet Ihnen Steine statt Brot und versteht Sie nicht.

Eilfte Vorlesung.

Aber meine Herrn, genügt in dieser so durchaus praktischen Frage das bloß theoretische Lernen und sich Orientieren? Das haben auch die Gründer der sozialwissenschaftlichen Vereinigung verneint und deshalb den Besuch von Fabriken und sonstigen Etablissements in ihr Programm aufgenommen. Davon war schon das letzte Mal die Rede, ich komme nicht mehr darauf zurück. Wohl aber rede ich heute von den wirklich *praktischen* Aufgaben und Bethätigungsweisen des Studenten, wie sie ihm fin de siècle, im Zeitalter der sozialen Frage obliegen und zur Pflicht gemacht werden, wobei ich Sie freilich zum voraus schon und noch einmal an das bereits zitierte Gedicht von Uhland „an die Mädchen" erinnern muß.

In der Familie ist der Einzelne Individuum und hat das Recht sich individuell zu halten und zu bethätigen; die Schule ist der Ort, wo erstmals generell und eben damit sozial d. h. zum wahrhaft sittlichen Geist erzogen wird; und im Leben draußen muß dann der Mann diese generelle und soziale Gesinnung bethätigen. Und nun die Studentenzeit —, sollte sie ledig-

lich eine Unterbrechung in der Entwicklung sozialer Gesinnung, eine Art Rückkehr zu einem dem häuslichen verwandten Individualismus sein? Gewiß ist für das Individuelle, die individuell freie Bewegung und die individuelle Selbsterziehung hier der richtige Platz; das ist Recht und Pflicht des Studenten zugleich; der Mensch muß auch individuell werden. Aber das Eine thun heißt darum nicht das Andere lassen. Und so fehlt ja auch unter Ihnen selbst das soziale Element nicht ganz: Sie associieren sich, in Ihren Verbindungen ist Raum für soziale Bethätigung. Nur genügt das nicht — genügt nach verschiedenen Seiten hin nicht.

Ursprünglich war die Studentenschaft Korporation und Zunft, weil das Mittelalter, in der die Universitäten entstanden, alles zunftmäßig organisiert wissen wollte; dann im Zeitalter des Individualismus wurde auch sie immer individualistischer und atomistischer, und löste sich immer isolierter los und ab von dem übrigen Volk; und jetzt im Zeitalter des Sozialismus — da muß nun natürlich auch die Studentenschaft dem modernen Milieu sich anpassen und in dem sittlichen Sinne des Worts sozial werden: es mag darüber manches Schöne und Bunte, manches Harmlose und Fröhliche zu Grunde gehen, aber die Absonderung des Studenten von der übrigen Welt wird in der alten Weise nicht mehr aufrecht erhalten werden können, und — soll es auch nicht. Auch sie gehört ja mit zu den Gründen, warum das arbeitende Volk den oberen Zehntausend grollt. Wenn es sich und seine

Jugend vergleicht mit der Ihrigen, meine Herrn, mit dem Leben derer unter Ihnen, die Jahrelang nicht arbeiten, ewig Feiertag und Festtag haben und Saufen und Raufen für einen genügenden Lebenszweck zu halten scheinen, so wird es mit Recht voll neidischer Empörung. Und zugleich fragt es: und diese Leute, die in ihrer Lehr- und Lernzeit so leben, sollen uns hartarbeitende Menschen später führen und regieren? das können wir wirklich besser selbst besorgen. Haben sie damit so ganz Unrecht? Und dabei hilft der Hinweis auf die vielen fleißigen und soliden Studenten nicht viel. Das sind ja die Stillen im Lande, die nicht bemerkt und über jenen andern übersehen und vergessen werden; die lauten Lärmer und Schreier, die Spieler und Kneipenläufer, die Hurer und Raufbolde — das sind nur zu sehr die, die dem Volk als die Studenten gelten. Und daher dann der Unwille in weiten Kreisen über die Studentenschaft überhaupt.

Hier gilt es deshalb einfach, bei Ihnen selbst anzufangen mit Bessern und mit Reformieren, sonst könnten Sie einmal zwangsweise und anders als Ihnen und uns lieb ist, reformiert werden. Und so meine ich, müßte die soziale Bewegung draußen wirklich zuerst bei Ihnen selber einen sittlich hebenden und reinigenden und umgestaltenden Einfluß ausüben; von diesem Gesichtspunkt aus habe auch ich mich vor allem zu dieser Vorlesung entschlossen.

Aber dasselbe gilt auch noch nach einer andern Seite hin: sehen Sie sich einmal an, wie die „Flie-

genden Blätter" den Verkehr des Studenten mit Handwerkern auffassen und darstellen. Der Student ist ein schlechter Zahler, ein unsolider Kunde, ein unbequemer Schuldner. Wissen Sie, daß jeder unsolide Kunde mit Schuld ist an dem Ruin des einzelnen Handwerkers nicht nur sondern unseres ganzen Handwerkerstandes? und wissen Sie, daß, was Sie sich als Studenten angewöhnen, Sie als Beamte fortsetzen werden? Klagen, daß auch unter den Beamten schlechte Zahler seien, sind ja nicht eben selten. So beginnt auf der Universität schon jenes über seine Verhältnisse leben, von dem ich früher gesprochen habe, mit allen seinen übeln Folgen, dem schlechten und unpünktlichen Zahlen und dem leichtsinnigen Schuldenmachen. Und alles das ist nicht nur individuell unmoralisch, sondern auch sozial schädlich — schädlich für Sie selber und Ihre künftige soziale Lebensführung und schädlich für die so von Ihnen Benachteiligten und deren soziale Stellung und Existenz.

Und dann, ebenfalls nach der Schilderung der „Fliegenden Blätter", die ich mir eigens darauf hin angesehen habe — wie geht der Student persönlich mit den kleinen Leuten, dem Geschäfts- und Bürgersmann, dem Wirt und dem Nachtwächter, dem Schutzmann und dem Kellner um? Günstigen Falls werden sie von ihm mit viel oder wenig Witz verspottet und verhöhnt, gelegentlich souverän und hochmütig, grob und verächtlich behandelt. Schon unsere lateinischen Jungen in der Schule sind nur schwer

dazu zu bringen daß sie den Arbeiter und Handwerker, der ins Haus kommt, höflich und artig grüßen oder zu den Dienstboten „bitte" und „danke" sagen. Etwas von diesem dummen lateinischen Hochmut, dem sich dann noch der ebenso dumme akademische beigesellt, behält gar mancher auch als Student noch bei und macht das thörichte Wort: „Wissen bläht" durch seine Thorheit zu leidiger Wahrheit. Man klagt so oft, daß unsere Arbeiterwelt von heutzutage nur noch die Handarbeit als Arbeit gelten lassen wolle und auf die Kopfarbeit wie auf ein Feriенvergnügen herabsehe. Das ist leider wahr und ist thöricht genug; aber dieser Verkennung von der einen Seite ging die von der andern voran. Ein Handwerker — nur ein Handwerker! ein Arbeiter — nur ein Arbeiter! das ist der Ton, in dem doch recht viele Studenten, und nicht etwa nur Herrensöhne sondern auch Söhne von Arbeitern und Handwerkern, mit denselben verkehren; und wenn nun diese Arbeiter sehen, wie wenig ein solcher Einfalts- und Hochmutspinsel arbeitet, dann ist der Gegensatz und jenes Vorurteil fertig. Es ist doch charakteristisch, was in Tübingen die auf dem Neckar am „Stift" vorüberfahrenden Flößer den „Jokele sperr!" schreienden Theologen zuzurufen pflegen: „Jetzt könnt ihr schreien; aber wenn ihr zu uns auf den Schwarzwald kommt und predigen sollt, da könnt ihr — nichts!" Das ist das Gefühl, das in weiten Kreisen unseres Volkes gegen die Studenten, die sich wie Junker gebärden, und nicht zum wenigsten gegen die Juristen, die künf-

tigen Machthaber im Staate, besteht; und ich könnte nicht sagen, daß es ein ganz unberechtigtes Gefühl wäre. Man spricht so viel vom Volk in Waffen: daß auch Sie Studenten Volk, ein Teil des Volkes sind, daß die Arbeiter Ihre Brüder und ganz respektable und achtungswerte Brüder sind, das kommt Ihnen nicht allen zum Bewußtsein; wenigstens bemerkt man es nicht an Ihrem Benehmen gegen „das Volk".

Kann so der Student und soll er das Seinige beitragen zur Ueberbrückung des zu unserem Unheil aufgerissenen Abgrundes zwischen Kopf und Hand, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, wobei die letzteren oft viel — wirklich — gebildeter sind als jene, so fragt sich, ob er auch direkt mitarbeiten kann an der Lösung sozialer Aufgaben? Man hat auch das schon vorgeschlagen, etwa in der Weise, daß man Studenten zur Beteiligung an der sogenannten inneren Mission, der Armenpflege namentlich, auffordert und beizieht. Ich kann mir nun recht wohl denken, daß dies, z. B. in den Tagen einer Epidemie wie der Hamburger Cholerazeit, in durchaus notwendigem und sittlichem Sinn geübt wird und dann auf die Charakterbildung der so sich beteiligenden Jünglinge überaus günstig wirkt. Auch mag manche in gewöhnlichen Zeiten eine unwiderstehliche Neigung dazu treiben und ihnen ein besonderes Charisma dabei behilflich sein, und so freue ich mich von Herzen, daß auch hier in Straßburg seit vielen Jahren schon einzelne zu einem Vereine organisierte Studenten sich

mit warmem Herzen und gutem Geschick an der Armenpflege beteiligen. Aber es von allen und als Regel fordern zu wollen, wäre doch verfehlt. Einmal ist das Almosengeben und -austeilen überhaupt nicht eigentlich ein richtiges soziales Thun; die Armen wollen Gerechtigkeit, keine Gnade! Armut, die betteln muß, ist daher immer ein Zeichen und Symptom sozialer Mißstände, die tiefer liegen und deren Quelle man vielmehr verstopfen muß; und gerade zu dieser Erkenntnis bringt der junge Mann als Armenpfleger schwerlich vor. Dann aber, Geben macht leicht hochmütig, und da der Student vermöge seines Individualismus ohnedies zu einer gewissen Selbstüberhebung hinneigt, so ist die Gefahr, als Wohlthäter das Herrenbewußtsein in sich groß zu ziehen, bei ihm nicht klein. Und endlich, zur Armenpflege braucht es Erfahrung und Takt, und auch das fehlt dem Studenten naturgemäß noch: er ist fremd in der Stadt und kennt die Verhältnisse ihrer Bewohner nicht; er ist noch jung und daher zuerst leichtgläubig, dann aber, wenn er getäuscht und betrogen wird, schlägt er nur allzurasch in das andere Extrem eines pessimistischen Unglaubens an die Menschen um — zu weich erst und dann zu hart: so wird er Mißgriffe machen und dadurch sich das soziale Thun für sein späteres Leben erschweren und entleiden und auf der andern Seite auch seine Schützlinge vielfach eher erbittern als dankbar stimmen. Daß aber aus Ihrer Mitte gegen diese Ausführungen

verschiedentlich Einsprache erhoben worden ist, kann mich zwar von ihrer Unrichtigkeit nicht überzeugen, wie denn auch Pfarrer Naumann sich hierüber ähnlich ausgesprochen hat wie ich, aber ich freue mich deshalb doch darüber; denn es beweist, wie viel warme hilfsbereite Herzen auch unter Ihnen sich finden. Und wenn sich damit dann in Ihrem späteren Leben reiche Erfahrung und praktischer Sinn verbindet, so werden Sie gewiß den Kampf gegen die Armut und gegen die Quellen der Armut in wahrhaft sozialem Geist aufnehmen und mit den richtigen Mitteln führen. Als man mir jüngst bei der Weihnachtsbescherung eines hiesigen Knabenhorts sagte, daß der Christbaum von einer Studentenverbindung, die ihn zuvor gebraucht, geschenkt worden sei, da bin ich auf diese Komilitonen und ihre soziale Bethätigung im Kleinen ordentlich stolz gewesen; denn hiebei waren Gesinnung, Absicht und Mittel durchaus in Ordnung.

So ist es denn freilich nicht viel, was Sie direkt praktisch leisten können; die Hauptsache bleibt auch hier, sich mehr theoretisch und innerlich vorzubereiten auf solches Leisten und vor allem sein Herz offen zu halten für die Not und die Leiden der Menschen. Eines aber können Sie dabei doch thun: mitarbeiten an der Ausfüllung jener gefährlichen Kluft zwischen Gebildeten und Arbeitern durch Ihr ganzes Verhalten, indem Sie sich nicht für zu gut halten, vor einem Arbeiter, den Sie kennen, die bunte Mütze ebenso tief zu ziehen, wie vor dem Herrn Professor oder gar vor dem Herrn

Komilitonen, denn auch im Grüßen steckt Gesinnung und Sinn: gewöhnlich grüßt man devot nach oben und brutal nach unten; das Wahre ist, daß man bei aller Höflichkeit dem Hochstehenden mit Stolz begegnet: auch ich bin ein Mensch wie du! und den Niedererstehenden freundlich grüßt: auch du bist ein Mensch wie ich! und darum dünke man sich auch nicht zu vornehm, ihm die schwielige Rechte zu drücken, wo es ungesucht am Platz ist und sich neben ihn zu setzen, in einer Versammlung nicht von ihm wegzurücken, als ob seine Berührung Sie beflecke; auch meine man nicht über seine Art sich auszudrücken ulken oder die Nase rümpfen zu dürfen, sondern man bemühe sich, ihn zu verstehen und auf seine Gedanken einzugehen. Und Sie werden sehen, daß gar mancher einfache Arbeiter und Handwerksmann an Tiefe der Gedanken — ich denke dabei an die von mir herausgegebenen „Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt" von Gustav Buhr, einem illiteraten Gerbergesellen — und an Idealität der Gesinnung Ihnen ebenbürtig, wo nicht gar überlegen ist; giebt es doch ernsthafte Beobachter, die meinen, wenn man heute noch Idealismus finden wolle, müsse man ihn nicht in erster Linie bei den Studenten, sondern vielmehr bei den Arbeitern suchen. Nicht um ein Herablassen also kann es sich bei solchem Verkehr handeln, sondern um die Anerkennung, daß auch hier Menschen sind wie wir. Und noch einmal mahne ich an die Ferien, wo das alles leichter durchzuführen ist, und

erinnere an Paul Göhre und an das Beispiel, das er, freilich in einer ethisch nicht ganz unanfechtbaren Weise gegeben hat.

Vielleicht liegt aber auch hier wieder im Begriff und Wesen des Studenten selbst eine spezifische Bethätigungsmöglichkeit. Unsere Arbeiterwelt ist bildungsbedürftig, bildungsdurstig. Die Studenten erwerben sich diese höhere Bildung, und gerade der Lernende, der sich eben mit den Schätzen des Wissens Sättigende ist zur Mitteilung geneigt, im Studenten liegt stark ausgeprägt ein lehrhaftes Element: ließe sich das nicht vielleicht benützen und verwerten? Bekannt ist, daß in England von den Universitäten im Interesse des sozialen Friedens nach jener Richtung hin allerlei geschieht und ausgeht, was man unter dem Namen der „Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung“ zusammenfaßt. Es ist dies das Bemühen der Universitätskreise, Fühlung zu gewinnen mit der Arbeiterbevölkerung, diese an ihrem reicheren geistigen Besitz teilnehmen zu lassen und so die unteren Klassen intellektuell und moralisch zu heben und zu fördern. Junge Männer, die eben die Universität verlassen haben, nehmen für einige Zeit ihren Wohnsitz in den Arbeiter- und Armenvierteln der großen Städte und leben dort — sozusagen ein praktisches Probejahr für soziale Bethätigung — namentlich des Abends mit den Arbeitern zusammen, um in gemieteten Sälen oder in eigens dazu erbauten Häusern für ihre Unterhaltung, Fortbildung und Erziehung zu sorgen, und nehmen außer-

dem auch an den Wohlfahrtseinrichtungen in den betreffenden Quartieren thätigen Anteil. Der Gewinn, den sie selbst daraus ziehen, die unmittelbare Anschauung und eingehende Kenntnis von den Lebensverhältnissen der Arbeiterbevölkerung kommt dann wiederum dem Ganzen zu gut. Und ebenso halten es Professoren nicht unter ihrer Würde und nicht für einen Raub an ihrer Zeit, in besonderen Unterrichtskursen die Arbeiter als affiliierte Studenten der höheren Bildung zuzuführen; Prüfungen und Zeugnisse sollen dann dafür sorgen, daß es sich nicht nur um die Scheinresultate populär wissenschaftlicher Vorträge handelt, sondern um ein wirklich ernstliches und gründliches Lernen und Studieren. Von etwas anderer Art, aber doch auch in diesem Zusammenhang zu nennen sind die Volkshochschulen in den skandinavischen Ländern.

Daß das alles nun freilich auch gewisse Bedenken hat — wird ein solcher schließlich doch wieder nur halbgebildeter Arbeiter fernerhin mit seinem Los und Beruf zufrieden sein? — und daß in Deutschland die Nachahmung der englischen Einrichtungen an der Geldfrage zu scheitern droht — wir sind zu arm dazu —, weiß ich wohl; und auch das sehe ich, daß in unserm deutschen Militär- und Beamtenstaat die Kluft noch zu groß, von vorneherein viel größer ist als in England. Immerhin finden sich Anfänge auch bei uns, nur daß dabei (ich denke an die Volksvorlesungen in Frankfurt, an die unentgeltlichen Volkslesehallen u. dgl.) die Universitäten noch wenig beteiligt

sind. Aber eben darum muß, wenn auch sporadischer und bescheidener, Aehnliches auch bei uns und auch von Ihrer Seite geschehen. Sich kümmern um die Bildung Ihrer Volksgenossen, nicht so gar von oben her auf das Bildungsstreben namentlich auch Ihrer Altersgenossen herabsehen —, das ist doch Ihre Aufgabe. In Jünglingsvereinen, in Arbeiterbildungsvereinen gelegentlich einmal das Wort ergreifen und etwas von seinem neuerworbenen Wissen mitteilen, auf Spaziergängen, mit den ins Haus kommenden Arbeitern sich in Gespräche einlassen, überall menschliche Teilnahme zeigen und dabei vom menschlichen Leben und Streben mehr erfahren, als Sie dafür an Buchweisheit ausgeben, das kann der deutsche Student auch heute schon thun. Und der Segen wird der sein, daß das Volk — wieder! denn es hat ihn verloren — Respekt bekommt vor dem Studenten, weil er studiert und etwas weiß, und daß es in ihm nicht mehr den übermütigen Junker des Geistes, sondern den teilnehmenden Volksgenossen erblickt. Das wird Ihnen dereinst am grünen Tisch, das wird auch dem künftigen Theologen und Mediziner recht wohl anstehen. Denn sozial sein und sich sozial bethätigen ist für den Studenten das Richtige und tausendmal mehr wert als heute schon Sozialdemokrat oder Antisemit zu sein und sich so zu heißen.

Zwölfte Vorlesung.

Meine Herrn! Im Zusammenhang mit der Stellung des Studenten zu der sozialen Frage redet Pfarrer Naumann auch von den Beziehungen desselben zu seinen Wirtsleuten. Ich möchte die paar Worte, die ich darüber zu sagen habe, davon loslösen und in einen weniger schweren und ernsthaften Rahmen fassen, indem ich nun überhaupt zu den geselligen Verhältnissen des Studenten übergehe. Damit meine ich natürlich nicht noch einmal die studentische Geselligkeit im Kreise der Komilitonen, sondern Ihr Verhältnis zu unserer, zu der Welt der Philister. Und selbstverständlich denke ich wieder nicht an die halbschlächtigen Haussöhne, die zugleich Studenten sind, sondern an den freien, von der eigenen Familie abgelösten und auf sich selber gestellten Studenten in der fremden Stadt.

Der Student ist hier ein Fremder und lebt als Junggeselle für sich; und beides kann dauernd so sein; er kann fremd und er kann für sich bleiben; niemand darf ihn zwingen, darf ihm Rücksichten zumuten. Sorgende Eltern pflegen zum Teil nach ihren Beziehungen zu befreundeten oder verwandten Familien

die Hochschule für ihre Söhne auszusuchen und diese mit Empfehlungsbriefen an dieses und jenes bekannte Haus zu entlassen, oder begleitet gar der Vater selbst den Fuchs und führt ihn dann in diesen Häusern ein. Das ist ganz schön und erfreulich, wenn sich daraus etwas gestaltet; aber notwendig ist dies nicht. In dieser Beziehung giebt es wirklich für den Studenten keine Pflicht: ob er die Empfehlungsbriefe abgeben oder liegen lassen, ob er den Besuch wiederholen und Hausfreund werden will, falls man bereit ist ihn als solchen zu acceptieren, oder ob er lieber wegbleibt, darüber sollen ihm keine Vorschriften gemacht werden. Gerade das gehört auch mit zu der akademischen Freiheit, daß es für den Studenten keinen Besuchszwang giebt, er hat dieses beneidenswerte Vorrecht vor uns Rücksicht nehmen müssenden Philistern voraus.

Aber was er nicht muß, das kann er, und hier scheint nun allerdings die Familie der Wirtsleute „die nächste dazu" zu sein. Und so hat denn auch Diesterweg gemeint, auf die Wahl derselben müsse besondere Achtsamkeit verwendet werden. Dabei hätte er sich auf die alte Sitte berufen können, wonach der Student bei einem Professor untergebracht war. Dem ging freilich noch ein anderes Stadium voran, das des klösterlichen Zusammenlebens und Kaserniertseins in Kollegien und Bursen; und solche Kasernierung giebt es ja auch heute noch, z. B. in Tübingen im Stift oder hier im Wilhelmitanum — beides für Theologen. Man kann fragen, ob das gegenüber der Atomisierung der Stu-

denten nicht heute noch seine Vorzüge habe. Solche Einrichtungen steuern dem sozialen Elend und namentlich wirkt der Zwang der Hausordnung als eine Art Schutz und Halt besonders auch auf den Anfänger günstig. Andererseits entspricht es dem modernen Individualismus und dem Unabhängigkeitsgefühl der Studenten, unserer Sitte und unseren Anschauungen nicht mehr und hat darum etwas Künstliches und durch den unerläßlichen Zwang etwas Gewaltsames und Revoltierendes. Und auch den Nachteil möchte ich nicht gering anschlagen, daß das Recht auf das Alleinsein dabei nicht gewahrt werden kann, ein Recht, das für den modernen Menschen und für den geistig arbeitenden Menschen speziell vielleicht notwendiger ist als jemals in früheren Zeiten. Und endlich werden die geselligen Beziehungen nach außen hiedurch nicht vermehrt, sondern eher vermindert und erschwert. Berechtigung können solche Institute jedenfalls nur dann gewinnen, wenn mit ihnen in der Weise des Tübinger Stiftes eine wertvolle Studienordnung und erhebliche Studienförderung verbunden ist, wovon vielleicht an anderem Orte noch zu reden sein wird.

Diesterweg aber verwechselte bei jenem Hinweis auf die Wirtsleute, Schulmeister und Pädagoge wie er war, den Studenten mit dem Schüler: dieser wird zu einem Kostgeber in Pension gegeben, und dazu gehört der Familienanschluß; wo er fehlt, wird das als ein besonderer Mangel und Nachteil empfunden. Der Student dagegen mietet sich bei einem Hausphilister

als Chambregarnist eine „Bude;“ und wenn er sich nur hütet, nicht in ein schlechtes Haus zu geraten, so geht ihn die Familie seines Mietsherrn ebensowenig an, als uns Philister im allgemeinen diejenige unseres Hausbesitzers. Es ist dort wie hier Zufall und Ausnahme, wenn sich ein geselliger Verkehr entspinnt, zumal da Studentenwohnungen etwas gefürchtet sind. Leute, die in ihrem Haus auf Zucht und Ordnung halten, lieben — leider! — Studenten nicht als Mieter; und darum entschließen sich auch die meisten lediglich aus finanziellen Gründen dazu, Zimmer an Studenten zu vermieten, ein gemütliches Verhältnis fällt somit, namentlich in großen Städten, fast durchaus weg. Höchstens daß die Hauswirtin Humor und Verständnis gewinnt für ihre jugendlichen Mietsherrn und so hin und her jenes eigenartige Verhältnis sich ausbildet, das etwa in der Schiller'schen Gustel aus Blasewitz sein militärisches Analogon hat. Daß es auch erfreuliche Ausnahmen giebt, weiß ich aus persönlicher Erfahrung: ich wohnte als Student einige Semester in einem gebildeten Hause und habe die Rücksichtnahme, die ich mir dafür aufzuerlegen hatte, durch den Umgang mit einem interessanten Blinden und mit einer geistig bedeutenden schönen Frau reichlich belohnt gefunden. Im allgemeinen aber ist wohl auf den meisten deutschen Hochschulen der gesellige Verkehr mit den Hausphilistern den Studenten als Regel nicht zu empfehlen.

Denn wozu dient ein solcher Umgang und Ver-

kehr? Der Student will etwas haben für sein Herz; das findet er aber nur da, wo man ihm herzlich entgegenkommt und es gut mit ihm meint, wo also kein Geldverhältnis, kein Spekulieren und Ausnützen stattfindet und stattfinden kann. Aber der Student ist in allem Student, er lernt überall und soll überall lernen; das gilt nicht nur von seiner Wissenschaft, sondern vom Leben überhaupt, und darum hat mir schon als Primaner das Wort von Lessing in jenem bekannten Brief an seine Mutter: er habe auf der Hochschule auch leben lernen wollen, gewaltig imponiert und mächtig eingeleuchtet. Ich habe schon einmal gesagt, daß mir die gar zu gewandten jungen Herrn nicht gefallen, und eine schüchterne Parzivalnatur lieber ist als ein junger Elegant und vollendeter Welt- und Lebemann. Ich sehe noch einen meiner Komilitonen vor mir, der eines Abends mit krachenden Stiefeln durch den Tanzsaal schritt, als eben die Musik verstummte; plötzlich sah er sich mitten im Saal fast allein und glaubte aller Augen auf sich gerichtet, da meinte er versinken zu müssen und wußte nicht, wo aus und ein; und als man vollends lachte, da war es um seine Fassung geschehen, er wollte in blöder Schüchternheit vergehen. Und nicht allzu lange nachher, da stürmte dieser selbe Jüngling als Freiwilliger bei St. Marie aux Chênes in den Reihen der preußischen Garde gegen den Feind, da genierten ihn keine krachenden Stiefel und da kehrte er nicht um, sondern fand von einer Kugel in die Stirne getroffen den Heldentod;

und derselbe hatte als Student, vielleicht etwas ungeschickt, eine Forderung abgelehnt, weil er sich prinzipiell nicht schlagen wollte, und war dafür als Feigling in Verruf erklärt worden. Aber immerhin, auch der gesellschaftliche Mut im Tanzsaal ist etwas und ist etwas wert, und darum versäume es der Student ja nicht tanzen zu lernen und das Tanzen zu üben; auch dem Theologen schadet es nichts, eine Sünde ist ja das Tanzen nicht; denn dabei heißt es sich bewegen, anmutig und leicht bewegen lernen. Und auch den einen und anderen Ball mache er mit, wäre es auch nur um zu erfahren, wie unästhetisch und geistlos es dabei vielfach zugeht. Sogar sozial kann man sich im Tanzsaal bethätigen, wenn man sich gelegentlich des Mauerblümchens erbarmt, das unbeachtet sitzen bleibt und darob mit den aufquellenden Thränen zu kämpfen hat.

Am erfreulichsten und ersprießlichsten für das Leben lernen des jungen Mannes ist aber der Verkehr in gebildeten Häusern. Man verfällt ja, wenn man ihn empfiehlt und anpreist, leicht dem Spott des Ihnen allen wohlbekannten Liedes:

Als Glück von beträchtlicher Größe
Erkennt es mit Dank sein Gemüt,
Wenn er sich geöffnet die Schöße
Achtbarer Familien sieht.

Enorm ist der bildende Einfluß,
Von dem es — man sieht es wohl ein —
Gesitteten Jünglingen sein muß,
Zu Tische gebeten zu sein.

Allein das gehört nun einmal mit zum Studentenhumor und zur Studentenpoesie, allen Schein des Philisterhaften zu vermeiden und dieses deswegen zu verhöhnen; das ist Ihr gutes Recht. Darum bleibt aber doch wahr: wem als Studenten dieses Glück zu teil wird, der hat einen großen Vorzug, ein großes Los gezogen. Nicht nur daß er in allen Lebenslagen und Herzensnöten sich Rats erholen und Hilfe erbitten kann; nicht nur daß er sich in guten Umgangsformen bewegen lernt; nein, die Hauptsache ist der Schutz vor dem Versinken in Flachheit und Gemeinheit. Im Katzenjammer, vom Bordell weg, mit Syphilis behaftet, in Verbummlung und Versimplung darf er dieses Haus nicht betreten; darum muß er sich vor allem dem in Acht nehmen und bewahren. Den Blicken einer gebildeten Frau entgeht das böse Gewissen auf dem Antlitz eines solchen Sünders nicht; zu ihr und ihren Töchtern reinen Herzens aufsehen zu können und zu dürfen, das ist mehr wert, wenn auch nicht so bequem zu haben, wie der Umgang mit einer Dirne oder die Poussage einer Kellnerin. Nicht uneben ist von Erdmann bemerkt worden, daß sich das besonders leicht und glücklich zu gestalten pflege im Elternhaus eines Freundes, dessen Mutter zur mütterlichen Freundin und dessen Schwestern eben dadurch zu sakrosankten Freundinnen werden.

Aber man denke nicht nur an Jugend und Schönheit. Ein altes Fräulein, eine einsame Witwe von Zeit zu Zeit besuchen und sich von ihr aus der Großmutter

Zeiten erzählen zu lassen ist auch etwas. Und wenn es einmal langweilig zu werden droht, so ist auch dabei ein Stück sozialer Leistung: das Alter überfällt oft so etwas wie Hunger und Durst nach der Jugend, und ein Strahl davon kommt in ein solches Altjungfern- und Witwenstübchen, wenn der Neffe Student ab und zu einmal vorspricht: auch das gilt es zu bedenken. Nicht besonders rede ich dagegen von dem Verkehr im Hause des Professors; dasselbe ist in dieser Beziehung schließlich wie ein anderes Haus; der Verkehr mit dem Professor selbst kommt später noch besonders an die Reihe. Nur das sei heute schon gesagt: glauben Sie nie, im Hause eines Professors verkehren zu müssen, nur weil er Professor und vielleicht Ihr künftiger Examinator ist!

Ausdrücklich will ich aber noch bemerken, daß ich mit allem dem dem Herumschmökern in allen möglichen Familien, wo etwas los ist, dem sogenannten Familiensimpeln nicht das Wort rede. Dazu hat der fleißige Student keine Zeit und der freie Bursche keine Lust. Wenn irgendwo, so gilt hier: ne quid nimis! nichts übertreiben! Ein Haus ist mehr wert als zwanzig Häuser; man kann auch schon als Student, nicht erst als Assessor oder als Privatdozent im Gesellschaftsleben aufgehen, verflachen und verkommen. Der maître de plaisir, der „Peterling" auf allen Suppen, der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen — das sind auch schon Typen und Bilder aus dem Studentenleben, und es sind meistens hohle Köpfe oder verächtliche

Gesellen, die bereits an Carrière und an gute Partien denken.

Ganz besonders hübsch aber macht es sich endlich, wenn ganze Verbindungen solchen Familienverkehr pflegen, den bekannten Familien und Angehörigen der Stadt Feste geben und dabei Beziehungen erfreulichster Art sich hin und her knüpfen. Und überhaupt ist namentlich in kleinen Universitätsstädten der Anteil der Bürgerschaft am Leben und Treiben der Studenten wohlthuend und ein Ersatz für manches, was nur die große Stadt zu bieten vermag. Daß Sie hier das eine wie das andere fast ganz entbehren müssen, hängt ja mit den politischen Geschicken, mit Stimmungen und Verstimmungen, mit Sitten und Anschauungen des Landes zusammen, die wir eben hin und her verstehen und ertragen müssen. Aber gesagt muß darum doch werden, daß nirgend anderswo die Bürgerschaft so wenig stolz ist auf ihre Universität wie hier. Man gafft Sie an, aber man jubelt Ihnen nicht zu, wenn Sie durch die Straßen ziehen, recht wie Bursch' in Saus und Braus; und damit fehlt dem hiesigen Burschenleben etwas vom Zauber der alten deutschen Burschenherrlichkeit mit ihrer — berechtigten und unberechtigten — Romantik und Poesie. Deswegen heißen wir uns aber auch mit Stolz, und ein bischen freilich auch mit jener Resignation, mit der der Fuchs die Trauben sauer nannte, — eine Arbeitsuniversität.

Und das führt nun endlich zum zweiten Teil dieser Vorlesungen, zum akademischen Studium.

Dreizehnte Vorlesung.

II. Das akademische Studium.

Die erste Frage, meine Herrn, die uns hier beschäftigt, ist: warum studiert der Student? Darin liegt eine gewisse Doppeldeutigkeit. Es handelt sich einerseits um die Motive, die den Studenten bewogen haben, sich des Studierens zu befleißigen, zugleich aber auch um das, was er von der Hochschule selbst erwartet und auf ihr sucht; und das wird sogar in der Regel nicht zusammenfallen. Um aber dies zu verstehen, müssen wir von diesem zweiten schon hier etwas vorwegnehmen, daß nämlich auch im Wesen der Universität selbst als einer Studienanstalt, scheinbar wenigstens, ein Zwiespältiges liegt: sie ist die Stätte, wo Wissenschaft getrieben und gelehrt wird und sie ist die Vorbereitungsanstalt für eine Reihe bestimmter Berufe.

Diese selbe Zwiespältigkeit kann nun auch in den Motiven des jungen Mannes in ganz legaler und normaler Weise zu Tage treten. Auf die Frage: was willst du werden? kann er ebensogut antworten: ich will Pfarrer werden, als: ich will Theologie studieren.

Beides aber ist nicht dasselbe. Wir Deutsche freilich sind meist zu arm, um uns den Luxus des bloßen Studierens ohne beruflichen Hintergrund gestatten zu können; in England liegt die Sache anders, mancher studiert hier und will nichts werden. Bei uns wollen fast alle ohne Ausnahme auf Grund ihres Studiums „etwas werden“, aber dennoch ist auch bei uns jener Unterschied deutlich spürbar vorhanden. Die einen sind — schon als Studenten — Gelehrtennaturen, die das Studium als solches reizt und lockt, Büchermenschen, die wirklich „des Studierens halber“ die Universität aufsuchen; der Beruf bleibt ihnen zunächst noch ganz im Hintergrund. Die andern sind mehr hommes d'action, Männer der Praxis und der That, denen ein Wirken unter Menschen und auf Menschen als Ziel vorschwebt und für ihr Leben unentbehrlich ist und denen deswegen das Studieren nur ein Mittel ist zu jenem Zweck. Auf diese letzteren sieht der deutsche Universitäts-Professor zuweilen mit einer gewissen Geringschätzung, als wären es Banausen, herab: völlig mit Unrecht; denn das ist ein durchaus Normales und Gewöhnliches. Und doch steckt in jenem Universitätsvorurteil auch ein Körnchen Wahrheit. Auch von dem, der um seines künftigen Berufs willen studiert, darf mit Recht erwartet werden, daß ihn während des Studiums ein gewisser Enthusiasmus für dieses selbst ergreife, daß er an seiner Wissenschaft als solcher Freude und vor ihr Respekt gewinne und so eine Art von wissenschaftlichem Idealismus ihn über

das bloß Zweckmäßige und Notwendige, über das bloß handwerksmäßige Fachstudium hinausgreifen lasse. Und das findet sich auch in der That oft genug. Wir Aelteren alle erinnern uns an Komilitonen aus unserer Studienzeit, die wir für ideale und wissenschaftlich interessierte Menschen gehalten haben, und die uns bald darauf überraschten durch ihren Abfall ins Gewöhnliche, durch ihr gemeines Banausentum und die handwerksmäßig unvornehme Art, wie sie ihren Beruf in die Hand nahmen und betreiben. Und doch waren sie einen Augenblick wirklich berührt, ergriffen und erfüllt vom Geist wahrer Wissenschaft, sozusagen über sich selbst hinausgehoben in die reine Luft freien Geisteslebens, aber eben nur einen Augenblick, für die kurze Spanne ihrer Studienjahre; nachher war es damit zu Ende. Aber ich meine, einmal berührt zu sein von dem Genius geistigen Strebens ist auch schon etwas, ein Silberblick im menschlichen Leben, der diesem doch eine gewisse Weihe giebt.

Daher schreibt sich auch der Wunsch so vieler Studenten, später die Universitäts-Carriere einzuschlagen, um der Wissenschaft treu bleiben zu können: es ist ihnen damit im Augenblick Ernst, und doch fühlen sie sich später nicht unglücklich, wenn nichts daraus wird und sie sich praktisch bethätigen müssen.

Also man kann normaler Weise aus zwei Gründen studieren — aus wissenschaftlicher Begeisterung oder aus Neigung für einen bestimmten Beruf; und diese beiden Motive laufen während der Studienzeit

vielfach ineinander und durcheinander. Aber was das Normale und Richtige ist, das ist nicht das Einzige; und damit komme ich auf einen Krebsschaden unseres Universitätslebens, auf die vielen, die invita Minerva studieren.

Voraussetzung und Bedingung des Studierens ist die dazu nötige Begabung: trifft dieselbe bei allen zu? Sie alle wissen, daß das nicht der Fall ist; man möchte wirklich oft fragen: Freund, wie bist du hereingekommen? Die Schuld hievon liegt zunächst an den Schulen und Prüfungskommissionen, und es ist eine billige Forderung, daß dieselben bei Versetzungen und Prüfungen strenge, viel strenger als bis jetzt verfahren möchten; denn eine solche Strenge ist weit humaner als die übel angebrachte Milde und Barmherzigkeit, welche den jungen Menschen auf einen falschen Weg weist, wo er erst scheitert, wenn es für ihn zu spät ist ein Neues zu ergreifen. Nicht daß alle Menschen die gleiche Bildung erhalten, sondern daß nur die Begabten zur höheren Bildung zugelassen werden sollen, daß diese aber dann auch in der Armut kein unübersteigliches Hindernis finden dürfen, ist die richtige Zukunftsforderung und das Ideal, das wohl nie ohne Rest aufgehen und erreicht werden wird, dem wir aber doch näher, erheblich näher als bisher kommen können und kommen müssen. Warum aber wollen denn solche, denen es doch offenbar schwer wird, trotzdem studieren? Es ist ja nicht ganz selten, daß solche unbegabte Menschen eine gewisse Sehnsucht nach Wissen

oder eine Vorliebe für einen gelehrten Beruf haben, und der Zwiespalt zwischen Wollen und Können hat dann auch hier etwas Tragisches: so oder so, es werden unbefriedigte, unglückliche Menschen werden. Allein das Gewöhnliche ist das nicht. Meist sind es ganz andere Motive, Wünsche und Rücksichten, die schon die Eltern bestimmen, einen Sohn trotz notorischer Unbegabtheit studieren zu lassen und die den Sohn trotz mangelnder Neigung zum Lernen auf die Hochschule führen. Davon müssen wir im Zusammenhang reden.

Es ist schon eine die Gymnasien vielfach berührende Klage, daß dieselben überfüllt seien und zu viel wertlosen Schülerballast von Klasse zu Klasse durchzuschleppen haben; und wenn man näher zusieht, so ist es gewöhnlich Hochmut und Standesvorurteil, was dazu führt. Das Gymnasium gilt thörichterweise noch immer als die vornehmere Schulgattung, also müssen auch die Söhne der „Vornehmen" und aller derer, die es sein und werden wollen, diese Schule besuchen, ob sie dazu taugen oder nicht. Sagen Sie einmal als Lehrer einem Vater Ministerialrat oder Oberst oder Professor, er solle seinen Sohn ein einfaches Handwerk lernen lassen, zum Schneider würde er sich am besten eignen! Dieser selbe Hochmut nun, der die Gymnasien übervölkert, wirkt natürlich auch auf und in die Universitäten herein. Abgesehen vom Offizier bilden Beamte und Geistliche die herrschenden, also vornehmsten Stände, ein Studierter ist immer noch in den Augen vieler mit einem gewissen Nimbus umgeben; und im

Beamtenstaat ist es auch wirklich etwas und hat es etwas zu bedeuten, Beamter, Mitglied der oberen Kaste zu sein. Dazu kommt die Sicherheit dieser Laufbahn. Wer einmal darin ist, ist geborgen, er steigt der Anciennität nach in Rang und Gehalt wenigstens bis zu einer gewissen Stufe notwendig auf, er hat sein Brot, sein Auskommen, und wenn er ausgedient hat, so erhält er eine Pension, die ihn vor Hunger und Sorgen schützt; es ist kein glänzendes, aber ein durch seine Sicherheit lockendes Los. Zum dritten endlich zieht manche junge Leute auch lediglich die Aussicht auf die Herrlichkeit und Lust des Burschenlebens an — Eintagsmenschen, Genußmenschen, die nur an das Nächste, an den Augenblick denken und nie darüber hinaus: sie wollen eben Studenten werden; daß sie zu Gelehrten oder Beamten nicht taugen, kümmert sie einstweilen noch nicht.

Habe ich nun Unrecht, wenn ich behaupte, daß solche Erwägungen des Hochmuts, der sicheren Versorgung und des Vergnügens bei Eltern oder Söhnen vielfach die Motive des Studierens sind? Nun bin ich kein solcher ethischer Rigorist, um solche äußeren Erwägungen ohne weiteres für verwerflich zu erklären; ich kenne das sich Kreuzen von hohen und idealen mit gemeinen und utilitaristischen Gedanken im Menschenherzen zu wohl und weiß auch, daß die Not des Daseins den Menschen zwingt, für den morgenden Tag, für die Zukunft zu sorgen. Wogegen ich polemisiere, das ist vielmehr, daß das die einzigen Beweggründe

sein sollen und daß diese Motive auch den zum Studium führen und verführen, der dazu weder die notwendigen Fähigkeiten noch selbst den starken inneren Trieb, die ausgesprochene eigene Neigung hat. Auf diesem Boden, dem es an der Himmelsluft der Begeisterung für Wissenschaft oder Beruf fehlt, wachsen dann Strebertum, Banausentum, Faulheit und Liederlichkeit. Und das giebt auch auf unseren Hochschulen den Ballast, ein gewisses Gesinnungs- und Bildungsproletariat, das unsere Arbeit und Thätigkeit beeinträchtigt und hemmt und als rechtes Bleigewicht sich uns anhängt: jene berechneten Männchen ohne Idealität und Schwung, jene dürftigen Gesellen, die immer nur treiben und lernen, was sie notwendig brauchen, oder jene Bummler und Nichtsthuer, die zu nichts kommen, weil ihnen alles Lernen und alle geistige Beschäftigung ein Greuel und eine Last, gründlich verhaßt ist. Sie ahnen gar nicht, wieviel glücklicher sie in einem anderen praktischen Berufe wären und wieviel mehr sie da leisten und erreichen könnten. Wahrlich mancher thäte gut, spät, aber doch noch zu rechter Zeit die falsche Bahn zu verlassen und das Studium mit der Praxis zu vertauschen. Unvornehm ist ja doch nur die Faulheit und vornehm ist alle recht gethane Arbeit.

Ganz besonders scheint mir in zwei Fakultäten der Student solcher Gefahr ausgesetzt zu sein, in der juristischen und der theologischen. Dort ist vor allem das Strebertum zu Hause. Der Primaner weiß ja nur selten, was es um die Juristerei eigentlich ist, aber er



weiß: das ist der herrschende Stand, da kann man etwas werden, da kann man es am weitesten bringen auf der Leiter der Beamtenhierarchie, dagegen ist ihm weder, was er studieren noch was er in seinem Beruf leisten kann und soll, bekannt. Und so ist es vielfach nur die ganz äußerliche Rücksicht auf die Carriere, die ihn diese Fakultät wählen läßt. Anders meist der künftige Theologe: er kennt den Beruf und gewiß viele begeistern sich für denselben; aber um so schlimmer für jeden, den nicht das innerlich Schöne und Große, nicht das Entsagungsvolle dieses Standes, sondern etwa der Gedanke an das behagliche und angesehene Leben eines Landpfarrers, wie er es sich ausmalt oder aus eigener Jugenderfahrung kennt, dazu treibt und führt. Daß gerade hier innere Neigung und innerer Beruf ganz besonders notwendig ist, das sieht er nicht und ahnt darum auch nicht, in welche innere Schwierigkeiten und Kämpfe ihn heute, wo die Pfarrersfrage als sittliche Frage, als schwere Gewissensfrage auf der Tagesordnung steht, dieser Beruf und schon die Vorbereitung auf diesen Beruf verwickeln und hineinreißen kann. Wenn ich sage, daß diese zwei Fakultäten besonders gefährdet sind, so meine ich natürlich nicht, daß alle oder auch nur die meisten ihrer Angehörigen so denken und gesinnt sein müßten. Und auf der andern Seite fehlen auch in den andern Fakultäten falsche Erwägungen und Rücksichten nicht. Am wenigsten finden sie sich vielleicht bei den Medizinern, wiewohl auch hier ein gewisser Materialismus des

Herzens, Sinnlichkeit und der Drang nach Gold, das Virgil'sche auri sacra fames und das Horaz'sche cunnus teterrima causa gelegentlich eine entscheidende Stimme bei der Berufswahl haben mögen. Zum Studium der Philologie aber entschließt sich nach einem treffenden Wort von Münch mancher nur darum, „weil er eigentlich zu keinem einzigen frischen Weltberuf in sich die Bedingungen fühlt und sich hier so am Rande des vollen Menschenlebens hindrücken zu können glaubt, zwischen den stummen Büchern und der bescheidenen Schulstube, wo das Thun keine weiten Kreise beschreibt, wo kein ganzer Mann von Nöten ist" oder doch zu sein scheint.

Zugleich zeigt sich hier auch jener andere Unterschied, von dem ich ausgegangen bin. Den Philologen lockt wirklich meist das Studium selbst, das Wissen und die Wissenschaft: der Lernkopf in der Schule will weiter lernen; dagegen hat er für den künftigen Beruf eines Lehrers nur selten allzugroße Neigung. Es ist darum bezeichnend, wie er sich ausdrückt: er will nicht Lehrer, sondern Germanist oder Gräcist werden und dem Schulmeistern sieht er mit einem gewissen Grauen, jedenfalls ohne rechte Lust und Freude entgegen. Wie damit so manche Schäden unserer Gymnasien und manche Vorwürfe gegen sie zusammenhängen, liegt auf der Hand. Ganz anders der Mediziner: er malt sich seinen Beruf aus und sieht im Studium wesentlich nur Mittel; und bei Theologen und Juristen ist es ebenso. Die von der Wissenschaft von vorne herein und bleibend Angezogenen bilden hier die Ausnahmen.

Angesichts dessen darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn es von einem philologischen Professor ausdrücklich abgelehnt wurde, daß auf der Universität Lehrer für den Staat und seine Schulen herangebildet werden sollen; lediglich um die Pflege der Wissenschaft handle es sich, nicht um Lehramtskandidaten, sondern um Philologen. Und daher schließt auch die philosophische Fakultät von allen allein die direkte Rücksicht auf den künftigen Beruf, die Einführung in die Praxis fast grundsätzlich von sich aus. Während Theologen schon als Studenten predigen und katechesieren, Mediziner in ihren Kliniken heilen lernen und auch bei den Juristen die Beziehung auf die Praxis nicht fehlt, lehnt die philosophische Fakultät jede praktische Bethätigung und Vorbereitung auf den Lehrerberuf vielfach durchaus ab und will nur um des Lernens willen lehren, nur um des Wissens willen die Wissenschaft treiben. Und der preußische Staat hat sich dieser Auffassung neuerdings ausdrücklich angeschlossen, indem er das Seminarjahr als Vorbereitungszeit auf den Beruf zwischen Universität und Probejahr eingeschoben und von der Universität weg an die Gymnasien verlegt hat. Eben darum müssen wir aber nun prinzipiell fragen: was ist die Aufgabe der Universität?

Vierzehnte Vorlesung.

Was ist die Aufgabe der Universität? Diese Frage müssen wir heute zu beantworten suchen, meine Herrn. Ist es wirklich die Pflege der Wissenschaft als solcher und um ihrer selbst willen? und ist es ausschließlich nur sie? Ich denke: nein. Ein so abstraktes Thun könnte höchstens einer Akademie der Wissenschaften als Pflicht zugewiesen werden; und doch hat auch da die deutsche, die preußische Akademie durch ihren Gründer Leibniz die Beziehung zur Praxis, zum Leben als eine ihrer Aufgaben mit in die Wiege gelegt bekommen; das lange Zeit als so unpraktisch verschriene Volk der Deutschen hat also ein unpraktisches Wissen niemals als Ziel und Zweck anerkannt. Noch viel mehr gilt das von der Universität: sie hat es ja nicht bloß mit Sachen und Büchern, sondern ebenso auch mit Menschen, mit Studenten zu thun; die Professoren sind nicht bloß Gelehrte, sondern auch Lehrer. Das erkennt nun freilich eine zweite Zielbestimmung, die die Universitäten als „Baumschulen für den Nachwuchs akademischer Forscher und Lehrer“ ansieht, auch an. Nach ihr verfahren manche Professoren.

Aber daß auch das nicht das Richtige sein kann, geht doch schon aus dem Zahlenverhältnis hervor: wie viele von Ihnen können denn nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot Universitätsprofessoren werden? Es wäre also eine schlimme Vernachlässigung der überwiegenden Mehrzahl zu Gunsten einiger weniger: das kann doch nimmermehr die Meinung und die Absicht sein.

Also Erziehung zum künftigen Beruf, Fachbildung —! ist das die Aufgabe? Auch hier trage ich Bedenken, so ohne weiteres ja zu sagen. Im Gegenteil, ich sehe hier eine große Gefahr für unsere Universitäten und — was noch mehr sagen will — für unsere nationale Bildung, wenn die Hochschulen und ihre Fakultäten zu reinen Fachschulen herabsinken sollten. Ob wir dieser Gefahr so ganz ferne sind? ob nicht die Neigung zu solchem ausschließlichem und ausschließendem Fachstudium vielfach, vielleicht in der medizinischen Fakultät am meisten, vorhanden ist? Sowohl bei Professoren als bei Studenten: dort im Zusammenhang mit der weit durchgeführten Arbeitsteilung auch innerhalb der Wissenschaft und der Einseitigkeit, zu der jeder, wenn er einmal sein Fach und seinen Beruf definitiv gewählt hat und sich intensiv darin bethätigt, mit Notwendigkeit neigt; und weil der ganze Mann einseitig sein darf, sein muß, mutet er unpädagogischer Weise dieselbe Einseitigkeit auch schon dem Unfertigen, dem Lernenden zu und nimmt dessen Zeit und Kraft ganz für sich in An-

spruch. Der Student aber ist zu dieser Einseitigkeit geneigt, weil und wenn er eben nur das Eine sucht, möglichst rasche Vorbereitung auf seinen Beruf oder von Anfang an nur an Promotion und Examen denkt, wovon noch besonders die Rede sein wird. Das Schlimmste aber ist, daß auch der Staat und die öffentliche Meinung auf diese falsche Auffassung immer mehr hindrängen und die Universitäten und ihre Arbeit lediglich nach ihren Leistungen für die Berufs- und Fachausbildung beurteilen und schätzen und nun freilich viel Zeit und Kraft von Seiten der Einzelnen, viel Geld und Leistungen von Seiten der Gesammtheit für vergeudet und verschwendet halten müssen. So bedroht ein flacher, platter Utilitarismus den hohen, freien Geist unserer Universitäten und arbeitet darauf hin, sie immer mehr zu einem bloßen Aggregat von Fachschulen zu machen.

Gegen diese Beschränkung auf das bloß Fachmäßige und zum Fach Notwendige und Brauchbare erhebt sich aber nun unsere ganze deutsche, auf Erfahrung und Geschichte beruhende Anschauung ebensowohl vom Wesen und der Aufgabe unserer Universitäten wie von den Bedürfnissen der gelehrten Stände und Berufe. Gewiß hat die Universität ihren Namen zunächst äußerlich von der universitas magistrorum et scholarium erhalten; aber bald genug hat man dabei an den Inhalt, an die universitas literarum gedacht. Auf den ersten Blick sieht es freilich so aus, als ob dieser Begriff längst gesprengt und

unsere Fakultäten im Lauf der Jahre durch die Vermehrung der Lehrstühle und Disciplinen wirklich zu einem unorganischen Haufen und Aggregat geworden und das Neue dem Alten wie Erker und Anbäue verschiedenen Stiles angefügt worden wäre; und jedenfalls ein Dualismus, die Trennung in Natur- und Geisteswissenschaften macht sich fraglos spürbar. Aber darum bleibt doch in uns allen der Geist der Zusammengehörigkeit — zunächst schon äußerlich und gegen außen der Korporationsgeist lebendig; und inhaltlich sorgt die Philosophie oder richtiger sorgt die philosophische Erfassung und Auffassung des Einzelnen dafür, daß dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Totalität aller Fächer uns nicht ganz entschwindet: die Philosophie ist heute noch das zusammenhaltende Band der universitas. Aber auch unser deutsches Beamtentum — weltliches und geistliches — protestiert sozusagen durch seine ganze Vergangenheit und durch die Stufe, die es erstiegen hat, gegen eine Anschauung von seinen Aufgaben und Bedürfnissen, die es nur zu Routiniers, zu fachmäßig geschulten Praktikern machen würde. Daß der Arzt nicht als Heilgehilfe, der Philologe nicht als Lehrgehilfe, der Geistliche nicht als Pfarrgehilfe anfängt, sondern daß er zuerst studiert, das bedeutet, daß er seine Fachausbildung durch die Wissenschaft und auf dem Wege der Wissenschaft sucht. Daß heutzutage gerade auch in leitenden Kreisen auf diesen Weg fast wie auf ein Ueberflüssiges herabgesehen wird, das hängt wirklich

damit zusammen, daß eben diese „leitenden Kreise" sich während ihrer Studienzeit vielfach mit dem Repetitor und Einpauker begnügt haben und nun mit recht wenig Wissen die Welt regieren wollen; und schon hat darum auch in Erkenntnis dieser Gefahr einer unserer namhaftesten Juristen auf den gewaltigen Unterschied zwischen Schreibern und wirklichen Juristen in aller Schärfe hingewiesen. Ein Abusus hebt aber den rechten Gebrauch nie auf, und so bleibt schließlich doch zu Recht bestehen, daß die deutschen Hochschulen **nicht für die** Wissenschaft im Sinn des weltentfremdeten Akademikers, **nicht ohne** Wissenschaft im Sinn des unwissenden Praktikers, sondern nur **durch die Wissenschaft zum Beruf** zu bilden haben.

Durch die Wissenschaft —: durch diese Bestimmung scheint nun zu allererst jene früher berührte Streitfrage, ob nicht durch praktische Uebungen auch für die direkte Vorbereitung auf die Praxis des Berufs von seiten der Universität etwas gethan werden könne, im negativen Sinn, also der Auffassung der philosophischen Fakultät entsprechend entschieden zu sein. Allein eine solche Bestimmung a parte potiore schließt natürlich die Berücksichtigung von anderen Nebenzwecken, in diesem Fall gewisse Konzessionen an die praktische Berufsausbildung nicht rigoristisch und absolut aus. Die Pädagogik ist wie die Politik eine opportunistische Kunst. Nun ist ja in der medizinischen Fakultät die Frage thatsächlich schon längst anders, also im bejahenden Sinne beantwortet, und das hat dem wissen-

schaftlichen Charakter derselben keinerlei Eintrag gethan; ebenso bei den Theologen und in einigem Abstand auch bei den Juristen. Da würde ich meinerseits glauben, daß was von Medizinern und Theologen ohne Schaden geübt und geleistet werden kann, auch bei den künftigen Lehrern — in einfacher und elementarer, Zeit und Kraft des Studenten nicht allzusehr in Anspruch nehmender Weise natürlich, möglich und im Interesse ihrer Ausbildung auch notwendig sei. Preußen hat freilich durch Einrichtung der Gymnasialseminare anders entschieden; aber das ist fraglos nicht das letzte Wort in dieser Sache, der Erfolg muß lehren, ob man uns nicht am Ende doch noch braucht; und andere deutsche Staaten wie Sachsen, Thüringen, Baden haben denn auch ihren Universitäten diese Aufgabe zugewiesen. Darum möchte ich wenigstens dagegen protestieren, daß man sagt: es sei der Universität nicht würdig, sich ihrerseits um die praktische Vorbildung der Lehrer und um die Technik des Unterrichts zu kümmern; was bei den anderen Fakultäten die Würde nicht beeinträchtigt, das thut ihr auch in der philosophischen Fakultät keinen Eintrag und ist auch hier kein Herabsteigen und keine Verleugnung des wissenschaftlichen Charakters und Berufes unserer Universitäten.

Und nun: Bildung zum Beruf durch Wissenschaft. Also wirklich — Fachstudium: das steht allem zerfahrenen Dilettantismus und allem genußsüchtigen Herumtasten und Herumnippen gegenüber im Mittel-

punkt, gibt Ziel und Halt, gibt Ernst und Pflicht in das Leben des Studenten. Irgendwo muß der Mensch auch geistig ganz heimisch werden, das ist eine Forderung ebenso des Utilitarismus, denn nur so wird der Mensch brauchbar für Leben und Gesellschaft, als des Eudämonismus, denn nur so fühlt er sich persönlich behaglich und auf die Dauer glücklich. Und in jedem Fachstudium, wenn es nur wirklich wissenschaftlich betrieben wird, liegt selber schon die Hinweisung auf den Mittelpunkt und das Ganze, wie von jedem Punkt der Peripherie aus ein Radius zum Zentrum führt. Freilich sind die verschiedenen Disciplinen darin nicht alle gleichwertig, manche liegen dem Zentrum näher, andere ferner: aber eines haben alle gemein, die wissenschaftliche Arbeit und durch sie die Gewöhnung an wissenschaftliches Denken, an methodisches Arbeiten, an gewissenhaftes Ernstnehmen nicht nur mit dem Größten sondern auch mit dem Kleinsten.

Allein auch für die Fachbildung genügt eben demnach das Fachstudium für sich allein doch nicht. Wenn der Student die Universität besucht, soll er nicht bloß die tüchtige Kuh suchen, die ihn mit Butter versorgt, sondern wie Saul ein weit Besseres, ein Königreich, das Königreich der allgemeinen Bildung finden. Hier liegt nun freilich ein schwerer Mangel unserer Zeit offen zu tage: mit der Fachausbildung geht die allgemeine Durchbildung der Menschen nicht Hand in Hand, über jener wird diese von vielen schnöde vernachlässigt und völlig vergessen; Virtuosen individueller Bil-

dung, wie Schleiermacher und Wilhelm v. Humboldt zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen sind, haben wir heute nicht mehr. Die erste Schuld daran trägt die Schule oder genau gesprochen vielmehr eine gewisse Ueberschätzung dessen, was die Schule leisten kann und soll. Ihr überläßt man heutzutage alles — erst wälzt die Familie alle Erziehung auf sie ab und dann thun die Einzelnen dasselbe; und daher sind so oft gerade die fleißigsten und ersten, die Normal- und Musterschüler die ungebildetsten Menschen. Aber erfüllt von dem Gefühl und Bewußtsein „der Reife", von dem Vorurteil, sie seien nun fertig gebildete Menschen, beziehen sie die Hochschule und meinen nun sofort und ausschließlich zum Fachstudium übergehen zu können. Da aber die Schule nur Vorbildung und nur Fragmente von Bildung übermittelt, so bleiben sie vorgebildet und fragmentarisch, d. h. in Wahrheit nicht gebildet oder, was noch schlimmer ist, halbgebildet. Dessen muß sich der Student bewußt bleiben und darum auch dessen eingedenk sein, daß für seine Bildung nun erst das Beste gethan werden muß.

Was kann dazu die Hochschule beitragen? Ein Spezielles, denke ich, und ein Allgemeines. Jenes sind neben den Fachstudien die sogenannten allgemein bildenden Fächer, zu denen vor allem Geschichte, Litteratur und Philosophie zu rechnen sind; sie müssen darum Semester für Semester in den Vorlesungsverzeichnissen vertreten sein. Freilich gilt das in unserer Zeit des überhandnehmenden Spezialistentums

fast gar als Ketzerei, klingt fast wie ein in Schutznehmen des berüchtigten Dilettantismus: eine Vorlesung über den Studenten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts z. B. ist gewiß in den Augen manches zünftigen Akademikers, trotz Thomasius, Fichte und Schelling, fast gar ein Zeichen von Unwissenschaftlichkeit. Aber gerade hierin liegt auch nicht zum wenigsten der Grund für jene oft schon konstatierte Entfremdung unserer Hochschulen vom Strome des Lebens, die dem Wort „akademisch" seine mißliebige Nebenbedeutung zugezogen hat. Das Allgemeine aber, was hier zu sagen ist, das ist jenes Bewußtsein, daß die Universität durch Wissenschaft zu bilden, sie also in philosophischem Geiste d. h. so zu treiben habe, daß das bildende Element in ihrem Fachunterricht auch wirklich stets in die Erscheinung tritt.

Das Beste freilich muß der Student für seine „Bildung" selber thun. Auch die Humboldt und Schleiermacher haben sich, als sie der Schule entwachsen waren, weiter- und selber weitergebildet. Gerade darin offenbart sich der Hauptmangel unserer sogenannten Schulbildung — schon das Wort ist verkehrt —, daß in den Schülern unserer Tage dieser Trieb zur Selbstbildung so wenig entwickelt, so selten anzutreffen ist, daß sie nicht bildungshungrig auf die Hochschule kommen —, das sokratische Bewußtsein ihres Nichtwissens ist in ihnen nicht genügend entwickelt, sie haben ja die „Reifeprüfung" bestanden! Worin besteht denn nun aber die Bildung? Paulsen hat ihr Wesen

unlängst fein und treffend so bestimmt: „es sei klare und tiefe, zum Wesen dringende Erkenntnis der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit, sicheres Urteil über die eigenen Verhältnisse und Aufgaben, ein fester, seiner selbst gegen die Schwankungen der Neigungen sicherer, durch die höchsten menschlichen Zwecke bestimmter Wille, ein feines Gefühl für das Gehörende und Geziemende, endlich eine disciplinierte Sinnlichkeit mit veredelten Genußtrieben, die, das Gemeine zurückstoßend, für alles Schöne empfänglich, einem reichen Gemütsleben zur Unterlage und gleichsam zum Resonanzboden dienen." Und dazu kommt dann noch die Empfänglichkeit für alles Menschliche überhaupt, das offene Verständnis und das geneigte Verstehenwollen und im Zusammenhang damit die Toleranz, welche gegen anders Meinende und Andersartige duldsam d. h. auch wieder verständnisvoll sich erweist. So bedeutet Bildung den Gegensatz gegen alles Einseitige und Bornierte. Das Wichtigste aber ist, daß sie etwas anderes ist als Lernen, ein nicht von außen Kommendes und Gekommenes, kein bloßes Aufnehmen von Stoff, sondern ein von innen heraus sich Gestalten, ein Wachsen und Wachsenlassen; kein Vielerlei und kein Aggregat, sondern ein organisches, einheitliches Ganzes, keine Fragmente und Fetzen, sondern eine geschlossene einheitliche Welt- und Lebensanschauung. Und eben das ist schließlich die wichtigste Angelegenheit, um nicht zu sagen die einzige Aufgabe des deutschen Studenten, in diesem Sinn sich zu bilden, zum Ganzen zu streben,

eine Lebensanschauung zu erwerben und sich zu erarbeiten.

Aber hat er nicht am Ende schon eine solche, die er fertig auf die Hochschule mitbringt und mitbringen soll, die religiöse, die christliche? Und ist nicht, wo sie etwa fehlt, die Universität verpflichtet, ihm diese fertig mitzuteilen oder, wo er sie hat, sie ihm um jeden Preis zu erhalten? Das führt uns auf das Verhältnis des Studenten und der Universität zu Religion und Kirche, ein Verhältnis, das ja gerade in diesem Augenblick ein viel besprochenes und viel umstrittenes ist.

Fünfzehnte Vorlesung.

Vom Verhältnis des Studenten zu Religion und Kirche soll also heute zunächst die Rede sein, meine Herrn. Die Universitäten des Mittelalters waren zum Teil wenigstens kirchliche Anstalten und auch nach der Reformation hatten sie jedenfalls in Deutschland noch lange einen ausgeprägt konfessionellen Charakter. Eines aber war durch die Reformation entschieden anders geworden: die mittelalterliche Wissenschaft war in ihrer Arbeit und in ihren Ergebnissen von der Kirche abhängig — ancilla theologiae, an sie und ihre Lehre gebunden; das hat aufgehört, die Wissenschaft hat sich emanzipiert, sie und ihre Lehre ist frei. Und damit mußte auch der wissenschaftliche Betrieb auf den Universitäten und mußten diese selbst die Abhängigkeit von Kirche, Konfession und Religion lösen. Nur die theologischen Fakultäten stehen hierin in einer eigentümlichen Mittelstellung, gegen welche sich die Universitäten jederzeit verständnisvoll und tolerant gezeigt haben, während umgekehrt die Kirchen — die katholische sowohl als die protestantische — diese Thatsache nur ungern anerkennen und sich immer wieder

gegen die wissenschaftliche Seite ihrer Fakultäten in oft geradezu brutaler Weise auflehnen und empören; und doch will diese schwierige Doppelstellung ganz besonders zart und taktvoll behandelt sein.

Zart und taktvoll freilich drückte sich in der Reichstagssitzung vom 10. Januar dieses Jahres der elsäßische Abgeordnete nicht aus, der behauptete: „wir haben in Straßburg eine Universität, die dem Lande bis jetzt Millionen und Millionen kostet; nun, in dieser Universität ist keine Spur und kein Funken von Religion". Er, der katholische Pfarrer, beleidigte damit aufs gröblichste die evangelisch-theologische Fakultät unserer Hochschule, deren Wirken und deren Geist er doch viel zu wenig kennt und versteht, um ein Urteil über sie abgeben zu können. Aber sehen wir ab von der theologischen Fakultät, so hat der Mann mehr Recht, als er wohl selber ahnt und weiß: die Straßburger Universität hat so wenig als irgend eine andere moderne Universität als solche Religion oder lehrt Religion: das überlassen wir — mehr oder weniger vertrauensvoll — den bestehenden Kirchen; was *wir* lehren, ist Wissenschaft, und was wir *haben*, ist Wissenschaft — *freie* Wissenschaft; denn wir leben nicht mehr im Mittelalter unter dem Schatten der Kirche. Daraus ergiebt sich, daß auch der konfessionelle Charakter der Universitäten verschwunden ist. Katholiken und Protestanten, Christen und Juden sind uns als Schüler und Lehrer gleich willkommen; bei Berufungen von Professoren haben wir lediglich nach der wissenschaft-

lichen Qualifikation, nicht nach dem Glaubensbekenntnis und der religiösen Richtung des Dozenten zu fragen. Daraus ergiebt sich naturgemäß auch die Konsequenz, daß die Universitas magistrorum et scholarium keine Kultusgemeinschaft mehr bilden, keinen gemeinsamen akademischen Gottesdienst mehr haben kann; wo ein solcher noch besteht, ist es ein anachronistischer Rest, der historisch berechtigt sein mag, es sachlich aber nicht mehr ist. In der sozialen, alle Kastenunterschiede negierenden Tendenz unserer Zeit liegt es, daß auch kirchlich die Angehörigen der Universität am besten am Gemeinschaftsleben der städtischen Kirchen teilnehmen, nicht aber eine Gemeinde für sich bilden.

Und nun die Gretchen-Frage auch an den Studenten: wie hast du's mit der Religion? Manchem kommt das vielleicht müßig vor: was geht den Studenten die Religion an? Aus zwei Gründen läßt sich ein solches rein negatives Verhalten wohl begreifen. Einmal, Religion ist Gegenstand des vorbereitenden Schulunterrichts und — es ist das ja ein offenes Geheimnis unter allen, die ein Gymnasium besucht haben — mit verschwindender Ausnahme ist es um diesen wichtigen Gegenstand auf unseren höheren Schulen besonders schlecht bestellt: die Schwierigkeit des Fachs, eine gewisse Vorsicht und Aengstlichkeit der den Unterricht erteilenden Lehrer nach links und nach rechts und, als Folge davon, eine geringe Achtung der Schüler vor diesen Stunden tragen dazu bei. Und so kommen sie, desselben überdrüssig, auf die Hochschule. Fürs

zweite aber liegt es im Wesen des Studenten, wie ich schon wiederholt gezeigt habe, unhistorisch und pietätlos zu sein. Die Religion aber als bestimmte — und es giebt keine andere als eine bestimmte Religion — gründet sich auf Geschichte, und als Abhängigkeitsgefühl fordert sie von dem Menschen Pietät; in der Schule und zu Haus hat man daher an den Jungen Jahre lang den Anspruch erhoben, gegen jenes Geschichtliche Pietät zu zeigen. Der freie Bursch will sich auch diese Abhängigkeit nicht länger gefallen lassen, darum weg damit!

Und doch ist dieses bloß negative Verhalten und pure Ablehnen ein schwerer Mangel, der sich in dem Ganzen der zu gewinnenden Bildung und Lebensanschauung bitter rächen muß. Entweder bleibt damit an einem der wichtigsten Punkte einfach eine Lücke oder, wenn diese Lücke sich fühlbar macht und dann auf die Dauer unerträglich wird, so kehrt man später unbesehen zu der alten überlieferten Auffassung zurück, nur weil sie historisch und weil es also das Bequemste ist. Aber da sie nicht wie alles übrige durch den Werde- und Läuterungsprozeß der Bildung und Lebensanschauung hindurch gegangen ist, will sie nicht zum Uebrigen passen und bleibt darum fremd und äußerlich und wird eben deswegen nur aus Bequemlichkeit, ja vielfach gar nur aus äußerlichen Rücksichten, nicht aus irgend welchem innerlichem Bedürfnis wieder aufgenommen. Man findet daher leider so oft, daß gerade in den Kreisen der akademisch Gebildeten solche Schein- und Heuchelchristen mit einer der übrigen Weltanschauung ange-

fügten, nicht eingefügten Religiosität besonders zahlreich sind.

Schon daraus geht hervor, wie verfehlt und gefährlich jenes ablehnende Verhalten gegen alles Religiöse beim Studenten ist. Die Religion ist zu allen Zeiten eine der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen gewesen und ist es auch heute noch oder richtiger: heute wieder mehr als vor zwanzig und vierzig Jahren. Ein religiöser, ein mystischer Zug geht langsam zwar, aber unverkennbar durch Litteratur und Kunst, durch Gesellschaft und Volk; auch die christlich-soziale Bewegung weist auf dieses Wiederaufleben und -erstarken religiöser Motive hin. Und nun kommen Sie gerade für diese Seite unseres geistigen Lebens besonders schlecht vorgeschult und vorbereitet auf die Hochschule und wollen in einer sich bornierenden Negation auf diesem ungebildeten Standpunkt, bei dieser schülerhaften Abneigung des Primaners verharren! Nein, das kann nicht das Richtige sein, das ist des deutschen Studenten und seiner Aufgabe, sich für das Leben zu bilden, geradezu unwürdig.

Was hat er also positiv zu thun? wie *soll* er es mit der Religion haben? Auch hier gilt: er ist Student, er soll also studieren und nachlernen, was er auf der Schule zu lernen versäumt hat oder was an ihm versäumt worden ist, soll die religiöse Frage wie die soziale vor allem verstehen lernen, sich dafür interessieren, darüber lesen, darüber debattieren und disputieren. Es hat eine Zeit gegeben, wo man ein

religiöses Gespräch in Gesellschaft für unerlaubt und ungebildet gehalten hat; die Zeiten sind vorüber, und darum dürfen auch die Studenten unter sich von Religion und Kirche reden. Und wohlgemerkt, nicht bloß die Theologen; das große Problem vom ewig nach Ausgleichung strebenden und ewig unausgeglichenen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen ist eine Angelegenheit aller Fakultäten und als Grenzstreit zwischen Religion und Wissenschaft ein echt wissenschaftliches Thema. Deshalb ist es natürlich auch verdienstvoll und von hohem Werte, wenn seitens der theologischen oder philosophischen Fakultät allgemein orientierende Vorlesungen über Religionswissenschaft gehalten werden: jenes Verhältnis von Glauben und Wissen und das andere von Moral und Religion muß in der Lebensanschauung der Gebildeten nach der einen oder andern Seite hin Gestalt und Form gewinnen.

Wenn aber das Disputieren das richtige Verhalten für den Studenten auch in diesem Punkte ist, so gilt also auch hier: nicht fertig, nicht abgeschlossen und darum vor allem nicht intolerant sein! Die Universität ist dem Wesen der freien Wissenschaft entsprechend simultan, Katholiken und Protestanten, Christen und Juden, Gläubige und Ungläubige, Pantheisten und Theisten, Materialisten und Idealisten — sie alle haben bei uns das Recht nach ihrer Façon zu existieren und müssen bei Ihnen das Recht haben, gehört zu werden. Wenn man aber ängstlich ist und meint, dadurch könnte der Student Schaden nehmen an seiner Seele, so fürchte

ich überhaupt nicht so leicht für den Studenten — Sie wissen, es müssen Jünglinge gewagt werden, um Männer zu werden! — und würde jedenfalls weit mehr noch das bleierne Stillschweigen fürchten als das frische Streiten und den ringenden Zweifel; denn nur diese führen zum Interesse und zur Beschäftigung mit der Sache und zur Kenntnis derselben. Daß aber gar der Christ den Juden, der Katholik den Protestanten, der Gläubige den Ungläubigen boykotte, das wäre so ungebildet und ein solcher Mangel an jener Duldsamkeit der wahren Bildung, daß das höchstens vorübergehende Irrungen und Wirrungen, unmöglich aber die bleibende Meinung der deutschen Studentenschaft sein kann.

Aber Religion ist ja von Haus aus nicht Sache des Kennens und Wissens, sondern des Gefühls; und dazu — wie steht dazu der Student? Zunächst denke ich, hat hier jener vielberufene sozialdemokratische Satz recht: Religion ist Privatsache. Vom Gläubigsten und Frömmsten bis zum religiösen Indifferentisten ist ein weiter Spielraum für allerlei Schattierungen, und der muß bleiben; jedem ist unbenommen, wohin und wie er sich stellen will. Auch verschwindet für den, der weiß, daß man zugleich fromm fühlen und frei denken kann, jener Gegensatz zwischen „Glauben" und Wissen mehr und mehr, während freilich zwischen Wissenschaft und Kirche, zwischen Wissenschaft und Dogma eine weite Kluft sein kann und gegenwärtig auch vielfach eine solche Kluft fast künstlich aufgerissen und erweitert

wird. Eben deshalb hat aber auch die Wissenschaft keinen Grund mit ihrer Forschung an sich zu halten und der Kirche zulieb unfrei zu sein; daran wird auch das Umsturzgesetz nichts ändern können. Die Religion hat aber fürs andere auch — und das verkennt jener sozialdemokratische Satz — einen gemeinschaftbildenden Zug, die Gottesidee ist eine soziale Idee; darauf beruht die religiöse Gemeinschaft und die Kirche. Wie weit nun der Einzelne diesem letzteren Zuge folgen, wie er sich zur kirchlichen Gemeinschaft stellen will, auch das ist individuell und ist seine Privatsache: fromme Menschen sind oft — die Geschichte der Kirche lehrt das — recht unkirchliche Menschen. Und nun liegt es wiederum im Wesen des Studenten, in seinem Individualismus und seiner unhistorischen Richtung begründet, daß er der Kirche als einem historisch Gegebenen etwas ferner rückt. Es ist dies nicht notwendig, auch ein Student kann ein fleißiger Kirchgänger sein, und nur derjenige wäre zu tadeln, der einen solchen deswegen verspotten und verhöhnen wollte. Aber das Gewöhnliche ist es nicht, und auch darüber braucht man dann nicht sofort die Hände zu ringen. Wohl aber thäte, auch wer so als Student der Kirche entfremdet ist, gut daran, gelegentlich die verschiedenen Kirchen der Universitätsstadt zu besuchen, den liberalen und den orthodoxen Prediger zu hören, als Protestant — denn den Katholiken ist das, soviel ich weiß, verboten — dem katholischen und dem protestantischen, dem lutherischen und dem reformierten, meinetwegen auch dem christlichen und dem jüdischen Gottes-

dienst anzuwohnen. Keine Kirche und keine Konfession hat ja das Ganze des religiösen Lebens und Fühlens und wenn man so die sich ergänzenden Seiten der verschiedenen Religionsparteien bemerkt und durchschaut, so wird man hin und her gerechter und — ich kann nur immer wieder sagen — duldsamer innerhalb seiner eigenen Kirche allen Andersgläubigen gegenüberstehen.

Aber sollen die Studenten nicht auch unter und für sich selber religiöse Gemeinschaften bilden? Hiegegen habe ich doch recht ernstliche Bedenken. Zunächst, nötig scheint es mir nicht; ihnen stehen ja die Kirchen der Stadt offen wie jedem andern auch, wozu sich also separieren? Nun verstehe ich freilich wohl, wie der aus frommem Elternhaus Kommende es anfangs vermissen muß, daß ihm das Gemeinsame des Hausgottesdienstes plötzlich genommen ist. Aber wie in allem anderen so ist er für die Studentenjahre eben auch hierin von der Familie los, nicht mehr und nicht weniger. Und „wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen", dieses Wort Jesu ist doch kein unfrommes Wort. Vor allem aber, die Familienandachten im frommen Haus haben etwas Natürliches, das Zusammenbeten von Studenten dagegen ist stets künstlich und gemacht und ist, wie alles Gemachte, der Gefahr der Gewaltsamkeit, des Erzwungenen und Heuchlerischen ausgesetzt. Und überdies, im Jünglingsalter ist man nicht dazu disponiert, mit seinen Gefühlen vor andere zu treten und

damit aus sich herauszugehen. Man verschließt sie naturgemäß schamhaft und keusch im eigenen Busen — man denke an die erste Liebe —, und das ist gut so; also ist es auch nicht nötig und nicht natürlich, mit seinen religiösen Gefühlen hievon eine Ausnahme zu machen. Zumal da die Jugend, wenn sie ihre Gefühle doch ausspricht, leicht überschwänglich und exaltiert wird, und das ist im religiösen Leben doppelt zu fürchten und zu vermeiden, daß man mehr sagt als man fühlt oder daß man sich gegenseitig in ein ungesund schwärmendes Gefühlsleben künstlich hineinsteigert. So scheint mir Religion schlechterdings nicht geeignet, Prinzip einer studentischen Korporation oder auch nur studentischer Privatfreundschaft zu werden.

Ob ich mit all dem fromm oder unfromm geredet habe, ich weiß es nicht, ich bin mit meinen Gedanken nicht so schnell fertig wie manche über uns aburteilende Reichstagsabgeordnete und Journalisten; aber ich habe geredet als ehrlicher Mensch und so wie ich glaube, daß es Ihnen frommt — nach bestem Wissen und Gewissen.

Zu der Bildung, zu der Lebensanschauung eines gebildeten Mannes gehört aber neben den wissenschaftlichen und religiösen, den sozialen und politischen Ingredientien namentlich noch die Bekanntschaft mit Kunst und Litteratur. In diesen Geisteserzeugnissen bringen sich ja mehr fast als in allen übrigen die Stimmungen und Strebungen und Strömungen einer Zeit und eines Volkes, die tiefsten Reg-

ungen der Volksseele zum Ausdruck. Wer sich daher als gebildeter Mensch in seiner Zeit und in seinem Volk zurecht finden und das ganze Leben desselben mitleben will, der darf auch an jenen Gebieten nicht teilnahmlos und gleichgiltig vorübergehen. Deutsche Dichter lesen und kennen ist für die Pflege nationaler Gesinnung wertvoller als Mitglied eines sprachreinigenden Vereins sein. Theater oder Konzerte zu besuchen dazu braucht man nun freilich die Studenten im allgemeinen kaum erst aufzufordern. Aber wie steht es um die Bekanntschaft des deutschen Studenten fin de siècle mit der deutschen Litteratur? Man klagt vielfach, daß die Studenten nach dem Abiturientenexamen nichts derartiges mehr lesen. Das wäre schlimm; denn die Schule giebt auch hier wieder nur Bruchstücke, und wer als Student keine Lust hat zu lesen, der hat dann später im Beruf vollends keine Zeit dazu, holt also das Versäumte nie mehr nach. Auch daran ist die Schule nicht ohne Schuld — durch das Fach der Litteraturgeschichte, wie es vielfach noch recht unpädagogisch getrieben wird: hier hat man ja alles „gehabt", über alles abgeurteilt, wozu also die mit tausend Fehlern behafteten Stücke erst noch lange selber lesen? Der Hauptgrund aber liegt doch vor allem in jenem Nützlichkeitszuge unserer Zeit, der über dem Fachstudium die allgemeine Bildung vergessen läßt und die auf die Lektüre eines Dramas oder Romans verwendeten Stunden als Zeitvergeudung ansieht. Aber ob es

nicht nützlicher ist, eine müßige Stunde zu verlesen als einen schönen Nachmittag über dem Skat zu verbringen — meine Herrn, ich habe als Student auch Karten gespielt, aber doch noch weit mehr Romane gelesen —, das ist kaum die Frage. Nun weiß ich ja wohl, man kann auch durch Romanlesen verbummeln und verkommen; man kann namentlich auch mit einer gewissen bösen Lust nach jenen auf die Sinnlichkeit und Lüsternheit spekulierenden Büchern greifen und seine Fantasie übel erhitzen und verderben. Aber die Gefahr ist doch erheblich kleiner als beim Spiel und beim Bierkrug; deshalb sage ich keck: Lesen Sie und lesen Sie viel!

Aber was sollen wir lesen? Ich könnte darauf mit Einem Wort sagen: alles! denn auch da gilt es allen Richtungen gegenüber sich offen und empfänglich, gegen keine sich intolerant zu zeigen. Doch hier kommt ein Zug des Studenten zu Tage, dem wir glaube ich noch nicht begegnet sind, obwohl er mit seinem Mangel an historischem Sinn zusammenhängt: der Student ist rerum novarum cupidus, ist durch und durch modern, das Aeltere erscheint ihm sofort als veraltet, er fällt sozusagen stets auf das Neueste herein. Und das ist ganz natürlich; denn er ist jung und lebt in der Gegenwart; und das Neue ist auch jung und gehört der Gegenwart an, also —! und wenn die Modernen vollends wie im Moment selber jung, zum Teil „zu jung" sind, so versteht sich dieser Zug der akademischen Jugend zu ihren Altersgenossen,

diese Vorliebe für das jüngste Gründeutschland schon aus Korporationsgeist ganz von selbst. Sollte aber in Folge davon auch Ihre Kritik dem guten Alten gegenüber etwas gar zu pietätlos und absprechend ausfallen, so thut das weder jenem Alten noch Ihnen viel Schaden. Das Alte bleibt darum doch gut, und Sie bleiben für dieses Ihr Urteil nicht zeitlebens verantwortlich und haftbar, bleiben nicht für immer daran gebunden, namentlich wenn Sie nicht so thöricht sind, es sogleich drucken zu lassen.

Aber eines meine ich müßte der Student aus seiner wissenschaftlichen Arbeit auch hiezu mitbringen und auch hier anwenden: über nichts zu urteilen, was er nicht selber gelesen hat, also nicht kennt. Und darum führt beim Studenten der absprechende „Modernismus" mit innerer Notwendigkeit zum Kennenlernen und zum Lesen auch des einheimischen Alten; dann erst haben Sie wirklich das Recht abzusprechen über das Alte, wenn Sie es dann noch für angezeigt halten und nicht vielmehr ihre absprechende Kritik hinfort an so manchen hochbelobten Neuen und Fremden üben und schärfen wollen.

Und auch vor der Kunst verschließe keiner seine Augen: dem Naturalismus in der Poesie entspricht auch hier eine neue höchst interessante naturalistische Richtung, und die eine versteht man ganz nur an der andern. Also nicht nur Vorlesungen über Kunstgeschichte, sondern auch Kunstausstellungen besuchen, wo immer man ihrer habhaft werden kann! an keinem Bilder-

laden, an keinem Schaufenster mit Kunstgegenständen mit geschlossenen Augen und stumpfen Sinnen vorübergehen! Selbst wir hier in Straßburg bekommen ab und zu ein E.ibdchen davon zu sehen, haben hier im Haus sogar des Schönen recht viel: haben Sie sich das alle schon eingehend angesehen?

Die Welt des Schönen zu kennen, das gehört auch mit zur Bildung, zum Ganzen menschlicher Bildung, und gehört in Ihrem künftigen Beruf als Gegengewicht zu Ihrem Leben, teilweise geradezu als Hilfsmittel zum Beruf selber. Und es gehört vor allem auch mit zu der Arbeit an den sozialen Aufgaben der Gegenwart, unser Volk teilnehmen zu lassen an dieser Welt der Poesie und der Kunst, damit es reiner und feiner genießen lerne. Wie wollen Sie ihm aber hierzu verhelfen, wenn Ihr Sinn selbst tot und zu und verschlossen, wenn Ihr Geschmack selber roh und ungeläutert ist? Und doch sind gerade in dieser Beziehung viele sogenannte Gebildete, auch akademisch Gebildete unglaublich ungebildet; in Einem Stück roh sein heißt aber überhaupt nicht gebildet sein; denn Bildung ist ein Ganzes und umfaßt den ganzen Menschen. Und so sind es doch keine Allotria, zu denen ich Sie hier auffordere und antreibe. Denn wie der Mensch nicht vom Brot allein lebt, so der Student nicht vom Bier und vom Fach allein.

Das, meine Herrn, sind ein paar jener Ingredientien und Elemente der Welt- und Lebensanschauung, die sich der Student erwerben soll. Noch eines aber

muß genannt werden, was zur studentischen Lebensanschauung jedenfalls mitgehört, das ist der Idealismus; ich füge hinzu: der sittliche Idealismus, der mit jeder theoretischen Weltanschauung vereinbar ist und vereinigt werden muß, wenn sie haltbar, durch Glück und Unglück im Leben des künftigen Mannes unerschütterlich sein soll. Ideale muß der Mensch haben, hohe Gedanken, hohe und würdige Ziele, die ihn über die flache Alltäglichkeit des Daseins hinausheben und ihm die Kraft und den Mut geben, per aspera ad astra zu streben. Die Jugend aber kann sich diese Ziele gar nicht hoch genug stecken, kann sich diese Ideale nicht leuchtend genug vor die Seele stellen. Doch welcher Art sind, können und sollen diese Ideale sein? In einem der vielen Briefe, die ich aus Ihren Reihen bekommen habe, rief mir einer von Ihnen halb verzweifelnd halb trotzig zu: geben Sie uns Ideale, aber solche, an die wir glauben können, also nicht jene abgestandenen, von denen wir Jüngeren nichts mehr wissen wollen! Meine Herrn, ganz abgesehen davon, daß ich persönlich manchen dieser neuen Götter, den Ibsen und den Nietzsche und den Tolstoi, doch recht kritisch und skeptisch gegenüber stehe, — das ist zu viel verlangt, das kann ich nicht: Ideale kann uns überhaupt niemand geben, sonst sind es Götzenbilder ohne Wert, unsere Ideale müssen wir Menschen uns selbst machen, sie müssen herauswachsen aus unserer eigenen geistigen Arbeit, aus unseren Studien und unserem Streben, aus unserer Welt- und Menschenerfahrung, aus dem,

was wir hören und lesen, was wir denken und fühlen, erfahren und erleben, was wir wollen und glauben. Gerade das aber ist ein so trauriges Zeichen unserer Zeit, daß nichts wachsen, nichts von innen heraus sich gestalten und bilden will, daß so viele wirklich ohne Ideale bleiben. Das sind die Mattherzigen und Blasierten, die Banausen und die Frivolen, die es dazu nicht zu bringen vermögen.

Dem gegenüber rufe ich Ihnen zu: Schaffen Sie sich Ideale! Wie immer dieselben aussehen, wenn sie nur von Ihnen selbst geschaffen sind, so leben sie für Sie, so haben sie Fleisch und Blut, so haben sie idealen Wert und ideale Wirkung auf Sie. Und schaffen Sie sich hohe Ideale, stecken Sie sich weite und ferne Ziele, daß Sie nicht zu rasch mit sich zufrieden sind: nicht weichlicher Weltschmerz, aber stolze Unzufriedenheit mit sich selber ist das vor Fäulnis bewahrende Salz einer jugendlichen Weltanschauung. Und endlich, schaffen Sie Ihr ganzes Leben lang an diesen Idealen; kein Ideal ist unwandelbar und fertig, und jugendliche Ideale zumal sind gar allgemein und unbestimmt und müssen erst allmählich fixiert und ausgefüllt werden. Das Ideal wächst mit dem Menschen, nur so hilft es ihm zu seinem inneren Wachstum, zu seiner Selbstbildung und Selbsterziehung. Dabei will ich nicht bergen, daß es in unserer Zeit schwerer ist als je, sich solche Ideale als feste Richt- und Zielpunkte, als die leitenden Sterne auf der Lebensfahrt zu gewinnen. Wir sind Uebergangsmenschen, und Uebergangszeit ist, wie schon ge-

sagt, komplizierte, ist böse Zeit. Ein Zittern wie vor einem kommenden Ungeheuern geht durch die Welt; da zagt man, festen Fuß zu fassen, da wartet man wie Ibsens Nora auf das „Wunderbare“, das da kommen soll. Aber, meine Herrn, dieses Wunderbare kommt nicht von selbst, kommen kann es nur durch Sie als die Träger der Zukunft, und darum kommt so viel darauf an, ob Sie und daß Sie Ideale haben und daß Sie — ich sage es noch einmal — Bildung haben und gebildet werden; denn Bildung allein macht wahrhaft frei, frei vom Alten, sofern es ein Veraltetes und Vernunftwidriges ist; Bildung macht offen, offen und empfänglich für alles Neue, das Sie prüfen sollen; und Bildung macht duldsam, duldsam gegen alle, die neben Ihnen, wenn auch auf anderen Wegen, denselben hohen Zielen zustreben. Und dieser Bildung gehört — darin bin ich ein unverwüstlicher Optimist — die Zukunft im ganzen, und den Einzelnen macht sie allein wahrhaft glücklich — soweit der Mensch überhaupt glücklich werden kann, füge ich als ein des Lebens kundiger und durch das Leben auch in meiner Ausdrucksweise vorsichtig gewordener Mann hinzu.

Sechzehnte Vorlesung.

Nun aber weg von diesem Allgemeinen, meine Herrn, zum Fach, zur wissenschaftlichen Arbeit des Studenten! Dabei wäre es ja möglich, die einzelnen Fächer und Fakultäten zu besprechen. Allein damit würde ich mich mit Recht dem Vorwurf des Dilettantismus und der Allotrioepiskopie aussetzen. Ich verstehe mein Fach, das ja glücklicherweise eine gewisse Weite und Freiheit der Bewegung zuläßt und mir gestattet rechts und links auszugreifen; auch habe ich Philologie und Theologie „durchaus studiert mit heißem Bemühn". Aber ich werde mich wohl hüten, mich auf fremde Gebiete hinüberzubegeben und von Dingen zu reden, von denen ich nichts verstehe: wie würde es mir damit bei Ihnen, wie vollends bei meinen Kollegen ergehen? Und überhaupt, vestigia terrent! Die Allseitigkeit Schellings, die auch in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums zutage tritt, ist weder ihm selbst noch der Philosophie im ganzen gut bekommen. Und darum beschränke ich mich doch wieder auf ein allgemeines anderer Art und rede von dem längst schon in unserem Gesichtskreis stehenden, aber

immer wieder zurückgeschobenen Thema, von dem Verhältnis des Studenten zum Professor.

Auch im Professor kommt die Doppelseitigkeit unserer deutschen Hochschulen zu Tage, ist er doch eine Art von Doppelwesen, Gelehrter und Lehrer zugleich. Dabei unterscheiden sich ja die einzelnen so, daß der eine von uns mehr Forscher und Gelehrter, der andere vor allem Lehrer ist; wer aber eines gar nicht oder wer gar keines von beiden ist, der freilich wäre nicht am richtigen Platz. Uns geht hier natürlich nur das zweite, die Rolle des Lehrers an, obgleich es mit zum Wesen des akademischen Lehrers gehört, daß sein Unterricht befruchtet und getragen sei von seiner Gelehrsamkeit, und auch bei mangelndem Lehrtalent kann diese noch immer imponierend genug auf die Hörer wirken: der Professor muß erst Magister d. h. Meister sein in seinem Fach, ehe er Professor, Lehrer sein kann.

Zum akademischen Unterricht gehörte nun nach alter Sitte ausschließlich oder doch weitaus in erster Linie das Halten von Vorlesungen. Hier teilt der Professor seinen Zuhörern in zusammenhängendem Vortrag seine wissenschaftlichen Anschauungen in irgend einer Disciplin seines Faches mit. Und Vorlesungen halten wir noch immer. Profitemur! Darin liegt zweierlei. Einmal das Moment der Oeffentlichkeit; und deswegen ist es eine so seltsame Verrenkung des Sachverhalts und eine so eklatante Verkennung seiner Aufgabe, wenn der Professor den Titel „Geheimer Rat“ erhält: der Professor publicus soll kein geheimer

Rat sein. Und fürs andere liegt darin das Subjektive, profitemur, confitemur, wir legen Bekenntnis ab von unserer Auffassung des Gegenstandes. Das ist der Unterschied vom Praeceptor, vom Schulmeister: dieser lehrt seine Schüler die Grammatik, die Mathematik nach einem von der Behörde vorgeschriebenen oder doch genehmigten Lehrplan und Lehrbuch (den Uebergang vom Praeceptor zum Professor in den oberen Klassen des Gymnasiums kenne ich natürlich wohl); wir tragen Ihnen unsere wissenschaftliche Anschauung und Ueberzeugung vor. Und deswegen, meine Herrn, muß die Lehre frei sein, sonst könnten wir ja nicht mehr profiteri, offen bekennen, was wir wissenschaftlich denken und für wahr halten, sonst wären wir keine „Professoren" mehr. Und darum ist das auch ein schlechter Professor und ungetreuer Haushalter des ihm anvertrauten Bildungsgutes, der sich etwa vor den Reden eines Reichstagsabgeordneten oder vor den Denunziationen einer Zeitung oder vor der Ungnade eines Ministers oder eines Fürsten fürchtet und sich dadurch abhalten läßt, öffentlich und offen zu sagen, was er in seinem Fache denkt.

Allein Sie sehen zugleich auch das Subjektive dieser Formulierung: wir lehren nicht die Wissenschaft nach einem vom Staat oder von der Kirche approbierten Lehrbuch und System, sondern wir tragen Ihnen unsere Auffassung von der Wissenschaft vor, und die kann falsch, kann irrig sein. So liegt in der Stellung des Professors ein außerordentlich Hohes —

auf sich selber steht er da ganz allein, und ein sehr Gefährliches — er kann irren: Grund zum Hochmut auf der einen Seite, den man uns ja auch reichlich nachsagt, und Grund zur Bescheidenheit andererseits, woran es uns hoffentlich auch nie fehlt. Während dies nun aber in der Schule höchst bedenklich wäre, wenn der Praeceptor seinen Schülern eine falsche Regel beibrächte, weil hier der Junge das Falsche vom Wahren nicht unterscheiden kann und weil er sich auf die Autorität des Lehrers unbedingt muß verlassen können und auch wirklich verläßt, so ist das beim Professor nicht ebenso der Fall. Er hat ja keine Schüler vor sich sondern Hörer, und seine Aufgabe, wenigstens wenn er sie recht versteht, kann nicht darin liegen, um jeden Preis Autorität für diese zu sein und sie an sich zu binden und in Abhängigkeit von sich zu erhalten, sondern sie zum eigenen Arbeiten, Nachdenken und Prüfen anzuregen, ihnen dazu die methodische Anleitung und das nötige Material und vor allem auch die Ueberschau über ein ganzes Gebiet und dadurch die Beziehungen und Zusammenhänge zu geben und sie so in den Stand zu setzen, auch ihn selber zu kontrollieren und an seiner Auffassung der Wissenschaft Kritik zu üben. So ist ein kritisches Verhalten auch uns Professoren gegenüber das gute Recht des deutschen Studenten, ja mehr als das, es ist geradezu seine Pflicht.

Daraus folgt allerlei. Fürs erste, es ist jederzeit feige und lächerlich, wenn sich der Student von irgend

einer Seite verbieten läßt, einen bestimmten Professor zu hören oder wenn er sich das selbst verbietet, weil er ihm gefährlich sein und werden könnte. Dagegen schützt ihn ja doch das Bewußtsein, daß er es nur mit der subjektiven Auffassung dieses einzelnen Lehrers zu thun habe und schützt ihn das weitgehendste Recht freiester Kritik. Dieser Boykott ist aber auch durchaus ungebildet, da zur Bildung das Ertragen können fremder und abweichender Anschauungen und das Kennenlernen derselben gehört.

Fürs zweite ist es aber doch auch natürlich, daß eine starke Persönlichkeit, eine imponierende Gelehrsamkeit, eine glänzende Rede den jungen Mann mitreißt und in ihre Bahnen zwingt. Daraus entstehen Schulen und Schüler, Anhänger, -ianer: das ist an sich nichts Ungesundes, wenn nur in dieser Schule keine Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit Platz greift, wenn nur der Professor nicht herrschen, sondern vielmehr dienen will und daher auch zur Kritik an sich selber auffordert und gewissermaßen seine Schüler selber vor sich und seiner Autorität warnt; und wenn die Anhänger ihrerseits nie vergessen, daß sie die Pflicht haben nachzuprüfen, weiterzuarbeiten, selbständig zu denken. Daß freilich gegen alles das vielfach gesündigt und solche wissenschaftlichen Schulen zu Koterien und Kliquen werden und dann zu den widerwärtigsten Erscheinungen unseres Geisteslebens gehören, das weiß ich leider nur zu wohl.

Zum dritten ist aber bei dieser studentischen Kritik,

zu der ich Ihnen das vollste Recht wahren möchte, nicht zu vergessen, daß der Professor nur profitetur d. h. gar nicht den Anspruch erhebt, die Wahrheit selbst und unfehlbar zu sein. Subjektive wissenschaftliche Ueberzeugungen hat man das Recht für irrig und falsch zu erklären, als Ueberzeugungen muß man sie aber respektieren und achten, und darf sie vor allem niemals dem Professor „ins Gewissen schieben" wollen, gerade weil auch er ein Gewissen hat und sie nach bestem Wissen und Gewissen vorträgt. Aber der Professor tritt mit diesem seinem wissenschaftlichen Bekenntnis nicht vor eine Volksversammlung, sondern vor seine Hörer im geschlossenen Hörsaal, und er thut dabei nur, was seines Amtes ist. Und eben darum hat keiner dieser Hörer das Recht, dieses Bekenntnis hinauszutragen und vor die nicht-akademische Oeffentlichkeit zu zerren. Vor allem schon deshalb nicht, weil wir als profitentes sozusagen selbst noch mitten in der Arbeit stehen, mit der Sache noch nicht fertig sind, noch nicht abgeschlossen haben. Auf dem Katheder fällt uns, namentlich wenn uns ein gewisser magnetischer Rapport des Interesses mit unseren Zuhörern in persönliche Fühlung kommen läßt, Neues und oft gerade das Beste erst ein, und umgekehrt vergessen wir, zumal wenn wir frei reden, oft dieses Beste, es gelingt uns nicht, das, was wir sagen wollen, im Augenblick so herauszuarbeiten, wie wir es gerne haben möchten; ich gehe darüber oft recht unzufrieden mit mir, recht unglücklich aus der Vorlesung nach Hause. So ist auch hier bei uns, ähnlich wie

bei Ihnen, die Lehre im Fluß und im Werden. Auf der andern Seite aber ist der deutsche Professor nicht so schüchtern und blöde, daß er nicht, wenn er fertig zu sein und mit seinen Gedanken über einen Gegenstand abgeschlossen zu haben glaubt, dieselben zu Papier brächte und mit ihnen im Druck vor die weitere Oeffentlichkeit träte. Das darf ihm aber nicht ein anderer sozusagen über den Kopf wegnehmen, man muß es ihm überlassen, auch den richtigen Zeitpunkt dafür muß man ihn selber wählen lassen. Es ist also ein unerlaubtes Vorgreifen und Eingreifen in ganz persönliche Rechte. Und überdies klingt auch manches, aus dem Zusammenhang gerissen und verkürzt oder in andere Form gegossen, ganz anders als es gemeint war, wird mißverständlich und mißverstanden und gibt ein falsches Bild, ruft ungerechte Beurteilung hervor. Vor allem aber, offenes Bekenntnis lege ich ab vor Ihnen, meinen Zuhörern: Sie halte ich dazu für reif, für würdig und wert, bei Ihnen lasse ich mich gehen und gebe mich Ihnen offen und frei. Was aber für Sie bestimmt ist und paßt, paßt nicht ohne weiteres für alle Welt; meine wissenschaftlichen Ueberzeugungen, das Beste, was ich habe, setze ich denen nicht vor, die dafür nicht das hochzeitliche Kleid wissenschaftlicher Arbeit, dafür nicht die nötigen Voraussetzungen haben. Solches Hinaustragen unserer Gedanken in lobenden oder höhnischen Zeitungsartikeln ist also stets ein Vertrauensbruch, den jüngst auch Heinrich von Treitschke mit Recht gerügt hat: wir sprechen im Hörsaal nur für Sie, und was wir

davon weiteren Kreisen mitteilen wollen, das müssen Sie uns gefälligst selbst überlassen.

Die wahre Kritik, die der Student an den Vorträgen seines Professors übt, heftet sich an die Sache und ist ein Disputieren und Debattieren mit sich selbst und mit Komilitonen, ein *διαλέγεσθαι* darüber, um über sie zur Klarheit zu gelangen. Häufig genug aber bezieht sich die studentische Kritik mehr nur auf Aeußerlichkeiten und wird dann häufig ungerecht, verfehlt die Punkte, auf die es ankommt. Ob wir ablesen oder frei sprechen, fließend oder stockend, witzig oder trocken reden, davon läßt sich Ihr Urteil vielfach allzu ausschließlich im Guten oder im Bösen beeinflussen und bestimmen. Der auch vom Studentenwitz am häufigsten erhobene Vorwurf ist der, daß der Professor stereotyp werde: hier pflege ich einen Witz zu machen! so haben die Fliegenden Blätter denselben zugespitzt. Und doch ist gerade er nicht eigentlich berechtigt: man liest ja immer wieder für andere Zuhörer, denen es also jedes Mal ein Neues ist; und man hat sich vielleicht nicht das erste, aber das zweite oder dritte Mal die Ordnung und den Gang der Vorlesung, da und dort selbst die Formulierung im Einzelnen definitiv festgestellt als die, welche der wissenschaftlichen Anschauung am besten entspricht und für den Unterricht und das Verständnis am geeignetsten erscheint: soll man nun, nur um abzuwechseln und zu variieren, später davon abgehen und das als richtig und praktisch Befundene ein nächstes Mal schlechter machen?

Berechtigt ist der Vorwurf nur da, wo der Professor wirklich veraltet und verknöchert Neues nicht mehr auf sich wirken läßt und davon keine Notiz mehr nimmt; dann freilich ähnelt er einem ausgesungenen Tenoristen und thäte besser, nicht mehr aufzutreten, zumal da die Jugend bekanntlich unbarmherzig und mitleidlos gegen das Alter zu sein pflegt.

Die Kritik des Studenten ist eine private, d. h. am besten eine im Kreis der Komilitonen geübte und zu übende. Aber naturgemäß möchte er sie auch dem von ihr Betroffenen zum Bewußtsein bringen und bekannt werden lassen. Dazu hat er nun ein ganz einfaches und sicheres Mittel: wenn ihm die Vorlesungen gefallen, so besucht er sie regelmäßig; wenn nicht, so schwänzt er sie oder kommt doch im nächsten Semester nicht wieder. Das ist die korrekteste Art, wie Sie uns kritisieren, wobei wir uns freilich den Vorbehalt gestatten, zu glauben, daß ein erheblicher Prozentsatz der Schwänzenden uns damit überhaupt nicht kritisieren will, sondern viel materiellere und viel weniger gerechtfertigte Gründe dazu hat. Um von dem Nächstliegenden, der Faulheit zu schweigen, so wissen wir alle, daß jede Wissenschaft auch ihre langweiligen Strecken hat; wer schwänzt, sobald diese betreten werden, der zeigt damit nur seine eigene Urteilslosigkeit und seinen Mangel an Verständnis für wissenschaftliche Arbeit und an Pflichtgefühl, das sich auch auf das Langweilige zu erstrecken hat. Aber immerhin, wenn in der zweiten Hälfte des Semesters die Bänke sich

mehr und mehr lichten, so haben wir Professoren doch etwas wie ein schlechtes Gewissen und besinnen uns, wieweit die Schuld davon an uns liegt, daß Sie uns so untreu werden. Doch der Student ist jung, er hat Temperament, er will es also dem Professor auch sofort, in der Vorlesung selbst noch zeigen, wenn ihm etwas besonders gefällt oder mißfällt, und daher trampelt er Beifall oder scharrt er Mißfallen, was sich freilich oft so gleichartig anhört, daß wir nicht recht wissen, wie wir den Lärm zu deuten haben und mit Mephistopheles fragen müssen: wozu der Lärm? was steht den Herrn zu Diensten? So habe ich erst jüngst aus den Zeitungen erfahren, daß einzelne von Ihnen am Schluß meiner Vorlesung über das Verhältnis des Studenten zur Religion und zur Kirche mir ihr Mißfallen haben ausdrücken wollen; ich hatte es unbescheidener Weise mit dem Trampeln aller übrigen als Zeichen der Zustimmung und des Beifalls hingenommen. Daß ich nun diese lärmende Sitte besonders schön fände, kann ich nicht behaupten: die lauten Aeußerungen des Beifalls und des Mißfallens erinnern zu sehr an Theater und Zirkus und passen nicht zu der geräuschlosen Arbeit des Gelehrten und des Lehrers; mir ist darum das stille Lauschen und Aufhorchen erfreulicher als der Lärm. Aber gegen solche Sitten soll man nicht ankämpfen wollen, es ist ja doch vergeblich; und darum trampeln und scharren Sie ruhig weiter, nur trauen Sie uns nicht zu, daß wir nach solchem Trampeln haschen oder uns vor dem Scharren fürchten sollen:

wir nehmen es hin wie Regen und Sonnenschein und — vergessen es sofort wieder. Dagegen halte ich es für eine unerlaubte Demonstration, wenn einer während des Vortrags aufsteht und den Saal verläßt; das ist eine Störung, die den Dozenten um Stimmung und Sammlung bringt und dadurch auch die Komilitonen schädigt, die nun ein schlechter werdendes Kolleg zu Ende hören müssen, und dazu ist ein einzelner nicht berechtigt. Wer kommt, der ist wie der Teufel in Fausts Studierzimmer für 45 Minuten gefangen und verpflichtet auszuhalten.

An diese Frage der Kritik, die der Student an den Professoren und ihren Vorlesungen übt, schließe ich — etwas äußerlich — die Honorarfrage an. Nur ungern bespreche ich diesen Punkt, an dem ich ja selbst Partei zu sein scheine; aber es würde im Rahmen dieser Vorlesung doch etwas Wesentliches fehlen, wollte ich das vielverhandelte Thema übergehen, und so thue ich es, auf die Gefahr hin, nach verschiedenen Seiten hin anzustoßen; aber ich betone: profiteor meam sententiam. Ursprünglich waren die Professoren Privatlehrer, um die sich Schüler sammelten, die ihnen daher ganz naturgemäß ihren Unterricht bezahlten; auf diese Bezahlung war der Professor angewiesen, darin bestand sein einziges Einkommen; die Professur war somit ein Gewerbe, kein Amt. Aber bald genug wurde das anders, der Professor wurde von der Stadt, vom Staat besoldet, Friedrich II. sah die Professoren an seiner Staatsuniversität in Neapel

von Anfang an als seine Beamten an. Und so ist z. B. in Frankreich der Professor, wenn ich recht unterrichtet bin, heute lediglich auf seine Besoldung angewiesen, er erhält vom Studenten kein Honorar. In Deutschland hat sich dem gegenüber ein gemischtes System eingebürgert: Besoldung durch den Staat und Kollegiengelder von den Studenten, also Amt und Gewerbe zugleich! Was ist der Sinn und die Meinung dieser doch recht seltsamen und abnormen Einrichtung? Sie hängt natürlich mit der ganzen Doppelstellung der Universitäten zusammen: ihre Lehrer bilden dem Staat seine Beamten aus, dafür werden sie von ihm besoldet; aber sie lehren zugleich auch freie Wissenschaft und sollen deswegen nicht völlig vom Staat, von den Strömungen des politischen Getriebes oder von der Gnade und Ungnade eines Ministers oder Geheimen Rates abhängig sein, dafür ist das freie und frei verdiente Einkommen der Kollegiengelder da, faktisch und zugleich als Symbol und Sporn, daß wir auf uns und unseres Geistes Kraft mit unserer Existenz gestellt sind. Nun ist aber nicht zu verkennen, daß sich dabei allerlei schwere Mißbräuche und Unzuträglichkeiten eingestellt haben, die ich, soweit sie uns Professoren allein angehen, und das ist doch wohl die Mehrzahl, hier nicht darzulegen habe; erst jüngst wieder ist über „die ökonomische Regelung der akademischen Laufbahn“ (1895) von einem leider anonymen Verfasser eine kritische Studie erschienen. Ich erwähne nur, was Sie mitbetrifft. Also vor allem, daß sich dadurch das

Verhältnis von öffentlichen und Privatvorlesungen gewissermaßen umgedreht hat: ursprünglich waren jene Gratisvorlesungen die Hauptsache und für die besoldeten Professoren sozusagen ihre Amtspflicht, die Leistung für die Besoldung; aber allmählich sind sie zurückgetreten und von den zu honorierenden Privatvorlesungen aufgesogen nud verschlungen worden. Der heikelste Punkt ist aber der, ob dadurch unser Verhältnis zu Ihnen nicht getrübt, entwürdigt und entweiht werde, wenn Sie uns bezahlen und wir Geld von Ihnen annehmen. Ich könnte dagegen zunächst an den Hausarzt erinnern, der Vertrauensmann der Familie und Hausfreund wird und doch auch Geld bekommt und nimmt. Aber die Sache liegt auch für Sie anders: Sie bezahlen **uns** den Unterricht, dadurch stehen **Sie** nur zu uns in einem Verhältnis, nicht zum Staat, der deshalb auch kein Recht hat, Ihren Kollegienbesuch zu kontrollieren und zu erzwingen. Und Sie stehen dadurch zu uns nicht in einem Gefühls-, sondern in einem Vertragsverhältnis, und das stellt Sie uns gegenüber frei: ob Sie Ihr Geld wegwerfen und schwänzen oder ausnützen und in das Kolleg kommen wollen, ist Ihre Sache. Vorhin war von dem Recht des Studenten an seinem Professor Kritik zu üben die Rede: auch dieses Recht wird Ihnen durch unsere deutsche Einrichtung gewährleistet; Sie sind uns für unsere Vorlesungen keinen Dank schuldig, Sie bezahlen uns ja. So hängt die deutsche Sitte doch nach manchen Seiten hin mit der akade-

mischen Freiheit zusammen, und deshalb könnte man zweifeln, ob gerade heute, wo diese unsere Libertät überhaupt in Gefahr steht, daran gerüttelt werden soll. Aber dennoch, trotz allem, was sich dafür sagen läßt, bin ich angesichts der schweren Mißbräuche, die sich dabei eingeschlichen haben und über die gegenwärtig in der Oeffentlichkeit unter den bitteren Schlagworten „Kapitalismus“ und „Mammonismus“ leider nicht ohne Grund und uns nicht zur Ehre geredet und geklagt wird, ein entschiedener Gegner dieser deutschen Sitte und würde den Tag begrüßen und segnen, an dem die Kollegienhonorare abgeschafft würden. Eine soziale Gestaltung unseres Unterrichtswesens überhaupt wird uns das bringen. Aber freilich liegt diese Aufhebung fraglos mehr in unserem, der Professoren Interesse als in dem Ihrigen, und eine Reform, die uns zu gute kommen soll, ohne Ihnen zu schaden, wird daher sorgfältig bedacht und überlegt werden müssen.

Schweigen aber lassen Sie mich von dem mit der Honorarfrage im Zusammenhang stehenden An- und Abtestieren in Ihren Vorlesungsbüchern. Ich habe mich gewöhnt, blindlings meinen Namen einzutragen und nach Zweck und Sinn dieser zweimaligen Unterschrift im Semester gar nicht mehr zu fragen. Denn wenn ich mich besinne, so steigt mir die Schamröte auf über diesen lächerlichen und sinnlosen Formalismus und über diese offizielle Unehrlichkeit, die ich durch Namensunterschrift sanktionieren muß.

Mit dem Kollegbören ist aber der Universitäts-

unterricht so wenig erschöpft, daß in neuester Zeit manche überhaupt an der Berechtigung der Vorlesungen zweifeln und jedenfalls keinen allzugroßen Wert mehr darauf gelegt wissen wollen. Und gewiß wird hier von Professoren und Studenten gesündigt: von jenen, wenn sie vergessen, daß die Buchdruckerkunst längst schon erfunden ist, und fortfahren, sorgfältig ausgearbeitete Manuskripte abzulesen und zu diktieren, die sie doch ebensogut drucken lassen könnten; von diesen, wenn sie übertriebenen Wert auf das Nachschreiben und Ausarbeiten legen, als ob sie den Goetheschen Spott: „denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen" nie gehört hätten. Die lebendige Rede — darauf beruht der bleibende Wert dieser Art unseres Unterrichts; das Anregende und Individualisierende, das Unfertige und Werdende desselben, das διαλέγεσθαι, das der Professor dem Studenten auf dem Katheder vormacht und das Sie innerlich mitmachen sollen, die Anteilnahme des Hörers und die Gemeinsamkeit des Verstehens, das alles kann durch ein Buch niemals erreicht und ersetzt werden.

Aber allerdings, die einzige Form des akademischen Unterrichts darf das nicht sein. Im Mittelalter bis tief herein in die Neuzeit kamen zu den Vorlesungen die Disputationen hinzu. Sie waren die richtige Form für den auf dem Syllogismus sich aufbauenden Wissenschaftsbetrieb der Scholastik. Als diese allmählich überwunden und verdrängt wurde, wurden die Disputationen leere Form und verschwanden end-

lich als Unterrichtsmittel ganz. Und nun war geraume Zeit ein Vakuum. Und doch hatten die Naturwissenschaften mit ihrer neuen Methode der Induktion und hatte von Anfang an der mehr schulmäßige Betrieb der Philologie auf eine andere bessere Form hingewiesen und hingedrängt: man läßt den Studenten auch an der Forschung teilnehmen, er arbeitet im Institut oder Seminar selbständig und selbstthätig mit, bald in mehr freier und unabhängiger, bald in mehr schulmäßiger und gebundener Weise. Und in der Medizin läßt man ihn auch in den praktischen Betrieb der τέχνη hineinsehen, ja auch in ihr schon sich bethätigen.

So hat sich der Unterricht auf den Universitäten in den letzten Jahrzehnten immer reicher und mannigfaltiger gestaltet: auf der einen Seite noch die alte Sitte der Vorlesungen, die in die fälschlich so genannten Privata und Publica zerfallen; in jenen mehr die systematische Darlegung eines bestimmten und ganzen Wissenschaftsgebiets, also mehr lehrhaft; diese mehr allgemein anregend und bildend und daher auch auf die Form mehr Wert legend, also rhetorischer gehalten als jene. Und auf der andern Seite die Fülle der Uebungen, nach den Disziplinen sich verschiedenartig gestaltend: Arbeiten in den Laboratorien oder auf der Anatomie bei den Naturwissenschaften, Seminarübungen bei den Geisteswissenschaften, und endlich bei den Medizinern und Theologen auch Einführung in die Praxis ihres künftigen Berufs. Dabei ist das Verhältnis beider Seiten wechselnd, heute noch ein gewisses Gleich-

gewicht, aber unzweifelhaft, daß mit der Zeit das Schwergewicht, wie bei den Medizinern schon jetzt, immer mehr auf die Uebungen fallen wird. Auch bei den Studenten ist die Wertschätzung nach Neigung und Semestern verschieden, anfangs überwiegen die Vorlesungen, später werden die Uebungen als das Wichtigere angesehen. Und bei den Professoren endlich ist auch das Können verschieden: gute Redner, schlechte Redner; mehr lehrhaft, mehr anregend; mehr Mann des Vortrags, mehr Mann der Uebungen. Für alles das hat der Student im allgemeinen eine feine Unterscheidungsempfindlichkeit und ein richtiges Urteil, obgleich ja auch Glück und Mode Faktoren sind, von denen der Ruf eines Dozenten abhängt.

Mit dieser Einrichtung der Seminare und Uebungskurse in allen Fächern hängt Verschiedenes zusammen. Zunächst ist dadurch der Student dem Professor wieder näher gerückt. Im Mittelalter bildeten magistri et scholares zusammen die Universitas, eine Korporation; sie wohnten zusammen und disputierten zusammen, auch der Altersunterschied war ein fließender, der Lehrer noch Student, der Student schon Lehrer. Eine andere Art der Gemeinsamkeit war dann später durch die Sitte bedingt, daß Studenten in den Häusern der Professoren Wohnung, Pension und Aufsicht fanden; das führte freilich rasch zu allerlei schweren Uebelständen. Auf die Vorlesungen allein beschränkt, trat dann endlich das commercium und die societas fast völlig zurück. In den Uebungen kommen sich heute

beide Teile wieder näher, das Zusammenarbeiten ist die richtigste Form für die Gemeinsamkeit von Professoren und Studenten, die deshalb auch in unseren Tagen mehr und mehr empfunden und betont wird. Wir gehören zu Ihnen, Sie zu uns: in den Kommersreden pflegt ja das hin und her besonders intensiv zum Ausdruck zu kommen, vielleicht mehr so, wie es der Idee nach sein sollte, als wie es wirklich schon ist. Daraus kann sich ja dann auch ein persönlich engerer Verkehr außerhalb der Arbeitszeit und Arbeitsräume bilden, namentlich mit jüngeren und unverheirateten Dozenten macht sich das leicht und gut. Natürlich beruht das auf individuellem Charisma und individueller Neigung hin und her und darf nicht als ein Notwendiges oder auch nur als das allgemein Wünschenswerte angesehen werden. Denn es hat auch seine Schattenseiten und erfordert von beiden Seiten großen Takt, namentlich beim Aussprechen und Anhören jener an sich berechtigten, aber nun an den Kollegen des Professors geübten studentischen Kritik, daß sie nicht in Zwischenträgerei und Klatsch ausarte; denn das ist weder nützlich noch schön.

Das andere, was als Wirkung dieser Seminareinrichtungen anzusehen ist, ist eine Veränderung des Studierens selbst, und davon müssen wir noch handeln. Man ist in manchen Kreisen nicht eben gut auf den Universitätsunterricht zu sprechen. Soweit sich diese Mißstimmung gegen den Unfleiß vieler einzelnen richtet, war ja schon davon die Rede. Aber derselbe soll in

der Einrichtung unseres Universitätsbetriebs selber begründet sein. Man denkt dabei in den Kreisen der Außenstehenden in erster Linie an unsere langen Ferien: sie sind geradezu ein Hauptskandalon, namentlich Beamte und Gymnasiallehrer halten sich mit Vorliebe darüber auf. Daß dem vielfach ein gewisses Neidgefühl zu Grunde liegt, kann ohne Empfindlichkeit hin und her konstatiert werden; es ist dies ja ein ganz besonderer Vorzug der alten und jungen Akademiker, wofür sie sich das Beneidetwerden als ein ganz Natürliches gefallen lassen müssen. Sind wir aber — ich meine jetzt uns Professoren — sind wir deshalb weniger fleißig als andere Menschen? Da man sich nach einem Bibelwort seines Fleißes rühmen darf, so sage ich aus meiner persönlichen Erfahrung heraus kühnlich: Nein, für uns sind die Ferien nicht zu lang, weil wir sie in der Hauptsache nicht bloß zur Erholung, sondern auch zu zusammenhängender wissenschaftlicher Arbeit brauchen, die uns während des Semesters vielfach unmöglich ist und bei intensivem Seminarbetrieb immer weniger möglich werden wird. In ähnlicher Weise hat man diese langen Ferien nun aber auch als im Interesse der Studenten liegend erklärt, damit sie verarbeiten können, was sie im Semester gehört, gelesen und aufgenommen haben. Da wird man aber doch fragen müssen, in welchem Umfang das von den Einzelnen und von wievielen Einzelnen es wirklich geschieht? Das Ferienbewußtsein liegt dabei mit dem Pflichtgefühl doch allzusehr im Konflikt, als daß dieser

ausnahmslos zu Gunsten des letzteren entschieden würde. Die Antwort auf die Frage des Komilitonen, was der andere während der Ferien getrieben habe: ich habe meine Cigarrenspitze angeraucht! stammt zwar aus den Fliegenden Blättern, wird aber bei manchen stumpfsinnigen Naturen ebenso zutreffen, wie das Wort, daß sich der Student in den Ferien durch Bummeln vom Bummeln zum Bummeln erhole. Aber nicht immer ist Faulheit die einzige Ursache dieses Ferienmüssiggangs. Zu Hause hat nicht jeder einen eigenen ruhigen Arbeitsraum, eine von Abhaltungen freie Zeit und vor allem nicht das notwendige Handwerkszeug an Büchern und Instrumenten. Und für einen solchen sind dann 12 und 8 Wochen, im ganzen 22—24 Wochen im Jahr zu lang, eine wirkliche Verführung zum Bummeln und Verbummeln, die freilich ganz besonders gefährlich wird, wenn, wie dies hier in Straßburg geschehen ist, die Herbstferien durch Verfrühung des Abiturientenexamens und Entlassung der Primaner unmittelbar nach Ablegung desselben, also gerade vor dem Uebergang auf die Hochschule, auf volle fünf Monate (sic!) ausgedehnt werden: dagegen kann ich nicht laut genug meine Stimme erheben; gegen diese amtlich privilegierte Bummelei von jungen Leuten, die noch nicht studieren gelernt haben, sind die Universitätsferien für Leute, die doch schon wissen was und wie, ein unschuldiges Kinderspiel; kein Ausdruck ist deshalb für diese Ungeheuerlichkeit zu stark. Aber wie gesagt, auch für den Studenten sind die Oster- und Herbstferien zu lang, und so bin

ich in Ihrem Interesse entschieden für Verkürzung derselben; wie dabei unsere — nicht Erholungs-, sondern Arbeits-Interessen gewahrt werden können, wäre dann freilich die Frage. Vielleicht durch Zerlegung des Jahres in drei Trimester, wobei für eines derselben die Verpflichtung des Professors zum Halten von Vorlesungen, wenn nicht ganz suspendiert, so doch erheblich beschränkt werden könnte. Zugleich ließe sich damit eine rationellere Ferienordnung verbinden, welche freilich eine vernünftige Fixierung des Osterfestes zur Voraussetzung hätte: so gut ein Papst den Kalender revidiert hat, könnte ein anderer, ohne Heraufbeschwörung eines neuen Passahstreites, auch das Osterfest festlegen; die Protestanten würden ihm darin gewiß gerne folgen.

Der Unfug des verspäteten Anfangs und des verfrühten Schlusses des Semesters — wem fällt er zur Last, meine Herrn? uns Dozenten oder Ihnen, den Studenten? Ich frage nur, ich entscheide nicht; bekanntlich schiebt der eine Teil bei dieser Zwickmühle die Schuld immer auf den andern. Ein kleines Reiseerlebnis, das ich Ihnen erzählen will, spricht allerdings nicht zu Ihren Gunsten. Ich fuhr vor zwei Jahren an einem Samstag, 8 Tage vor Weihnachten nach Frankfurt, um einen Vortrag dort zu halten; unterwegs stiegen zwei Studenten in mein Coupé: Warum lesen eigentlich die dummen Kerls — das waren wir Professoren — noch bis Dienstag? fragt der eine. Ach, meinte der andere, wenn sie heute

geschlossen hätten, wäre ich schon heute vor 8 Tagen abgereist.

Der Universitätsunterricht leidet aber noch an anderen tiefer in der Sache liegenden Mängeln. In der Vorlesung ist es im allgemeinen gleichgiltig, wie viele vor uns sitzen; höchstens daß wir vor vollen Bänken besser, animierter, lebhafter sprechen als vor leeren. Anders bei den Uebungen, wo ja der einzelne mitthun und sich beteiligen, bei Demonstrationen, wo jeder alles sehen soll. Da sind zu große Mitgliederzahlen, wie sie namentlich auf großen Universitäten vorkommen, vom Uebel; hier müßte ebenso, wie in den Schulen die Zahl der Schüler einer Klasse gesetzlich beschränkt ist, die Zahl der Teilnehmer vom leitenden Seminardirektor oder Institutsvorsteher auf ein Maximum fixiert werden, wodurch es dem einzelnen Studenten ermöglicht würde sich intensiv zu beteiligen und dem Professor möglich wäre, jeden Einzelnen heranzuholen und sich mit ihm zu beschäftigen. Voraussetzung dafür ist, namentlich für gewisse Fächer und für besonders überfüllte Universitäten, eine erhebliche Vermehrung des Lehrkörpers: Heranziehung von jüngeren Lehrkräften (Privatdozenten, Assistenten, Repetenten) kommt ja vor, müßte aber noch in viel größerem Umfange stattfinden, als es für gewöhnlich geschieht.

Wenig betont oder an der falschen Stelle moniert wird endlich auch der mir sehr häufig entgegentretende Mangel an Darstellungsgabe und Darstellungsgewandtheit bei den Studenten. Man klagt über die Schule,

daß unsere Gymnasiasten nicht schreiben, sich nicht ausdrücken lernen; das gehe dem Referendär noch nach. Aber daran ist — mit Verlaub — nicht die Schule, sondern die Universität schuld. Der Gymnasiast schreibt von Tertia ab bis Prima jährlich seine zehn Aufsätze; das sollte neben allerlei anderen deutschen Arbeiten genügen. Aber wieviel schreibt denn der Student, z. B. der Jurist? Wenn er nicht will, gar nichts; und das ist doch zu wenig. Das zeigt sich dann schon bei der Examensarbeit und zeigt sich weiterhin noch lange bei seinen Referaten und Relationen, seinen Berichten und sonstigen stilistischen Leistungen. Sie erinnern sich, daß ich seiner Zeit vorgeschlagen habe, Stipendienbewerber sollen sich durch eine schriftliche Arbeit über ihre „Würdigkeit" ausweisen; ich sagte das dort im Interesse der Anstandspflicht, sich nichts schenken zu lassen; ich wiederhole es heute im Interesse Ihrer wissenschaftlichen oder wenn Sie lieber wollen, Ihrer sprachlichen Ausbildung, zu der vor allem auch die Kunst sich auszudrücken gehört: was nie gepflegt und geübt wird, wird auch nicht gelernt. Nun müßte freilich auch hierbei dem Studenten Freiheit gelassen werden, gewiß. Aber der Staat kann darum doch an den Eintritt in seine Aemter Bedingungen knüpfen. So gut nun die Mediziner beim Staatsexamen vom Kliniker Bescheinigungen über ihre praktische Bethätigung vorweisen müssen, so gut würde ich es auch für berechtigt und für notwendig halten, daß bei den andern Staatsexamina für das vorgeschriebene Triennium drei, für

das Quadriennium vier Bescheinigungen über gelieferte schriftliche Arbeiten mindestens mit der Note „genügend“ aufgewiesen werden. Das wäre keine Verletzung der akademischen Studienfreiheit, der Student kann sich ja 10 und 20 Semester dazu Zeit lassen und die Gebiete, denen er die Arbeiten entnimmt, frei wählen; wohl aber läge darin ein heilsamer Zwang zu schriftlicher Ausarbeitung wissenschaftlicher Themata, den ich für absolut notwendig halte. Damit aber die Professoren davon nicht zu sehr belästigt und in ihrer Arbeit gehemmt würden, ließen sich auch hiefür Stellen für junge Gelehrte gründen, welche die Durchsicht zu besorgen hätten, und daran ließe sich dann allerlei weitere Studienförderung anschließen. Daß das keine Utopien sind, zeigt das Tübinger „Stift“ mit seiner so gestalteten Studientradition, die ein wirkliches Bildungsgut innerhalb unseres deutschen Volkes repräsentiert; und in gewissem Sinn geschieht ähnliches auch jetzt schon bei den Seminararbeiten. Und so ist mein Vorschlag nur eine Erweiterung der durch die Uebungen notorisch bereits schulmäßiger und kontrollierter gewordenen Arbeit des Studenten am Ende des 19. Jahrhunderts. Und für viele wäre das gewiß ein rechter Segen — nicht bloß für die Faulen ein Zwangsmittel zum Fleiß, obgleich auch das nicht zu verachten wäre, sondern namentlich auch für die dilettierenden und luxurierenden Geister ein Mittel der Konzentration, der Vertiefung und Beschränkung zugleich.

Nur so glaube ich endlich auch, können Sie und

mit Ihnen wir der uns bedrohenden Gefahr der Zwischenexamina entgehen, von der ja auch schon die Rede war. Unsere Zeit legt übertriebenen Wert auf das Examinieren und auf Examenszeugnisse, darum sollen auch die Studenten — nicht bloß die medizinischen — zwischendurch damit beglückt werden. Examina aber sind stets vom Uebel — zum Teil notwendige Uebel, gewiß! aber Uebel soll man nicht ohne drängende Not vermehren. Examensarbeit ist immer Drill, es wird dafür vieles auswendig gelernt, das wieder vergessen werden darf. Die Wissenschaft aber soll niemals zum Drill herabsinken. Deshalb erhebe ich meine Stimme gegen jenen Plan. Aber weil der Vorschlag dazu aus berechtigten Erwägungen hervorgeht und daher leider Aussicht auf nahe Verwirklichung hat, so komme ich mit diesem meinem den Mängeln abhelfenden und doch unsere wissenschaftliche Arbeit nicht gefährdenden und hemmenden Gegenvorschlag.

Siebenzehnte Vorlesung.

Meine Herrn! Die wiederholt besprochene Doppelstellung der Universitäten zeigt sich auch in dem doppelten Abschluß, den das Universitätsstudium naturgemäß finden kann: der Promotion und dem Staatsexamen. Jene entspricht dem gelehrten Charakter der Universität, dieses ihrer Aufgabe, künftige Staatsdiener heranzuziehen.

Einst hatte das Doktorat eine reale und praktische Bedeutung, das Recht Vorlesungen zu halten war daran geknüpft. Doch wurde frühe schon dieser akademische Uebergang vom Schüler zum Lehrer in Stufen zerlegt, das Baccalariat ging der Lizenz voran und bei den Theologen wenigstens unterscheidet man noch heute den Lizentiaten vom Doktor. Da aber mit der Stellung eines akademischen Lehrers oder Magisters allerlei Privilegien verbunden waren, so erhielten durch Kaiser und Papst auch einzelne nicht rite promoti den Doktor-Titel mit den dazu gehörigen Ehrenrechten und strebten auch solche darnach, die nicht dozieren wollten. So ist es allmählich gekommen, daß die venia legendi von ihm losgelöst durch die Habilitation noch besonders erworben werden muß.

Und so ist denn heute der Doktor-Titel ein bloßer Titel, übrigens in den verschiedenen Fakultäten nicht von gleichem Gewicht; bei den Medizinern gehört er nach der Volksauffassung zum Beruf und muß deshalb leicht zu erwerben sein, bei den Theologen wird er fast nur honoris causa verliehen; bei den andern Fakultäten steht er zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte. Notwendig ist er nur für den akademischen Dozenten, bei diesem ist die Promotion die unerläßliche Vorbedingung für die Habilitation. Im übrigen muß es dem Einzelnen überlassen werden, wie hoch er ihn wertet: den einen wird er, weil er der einzige sozusagen direkt und durch eigene Kraft erworbene Titel ist, als ein mit Eifer zu erstrebendes Gut, den andern, weil er ein bloßer Titel ohne Inhalt ist, der überdies noch erheblichen Geldaufwand erfordert, als ein Wertloses erscheinen. Für diejenigen, welche kein Staatsexamen machen, wird die Promotion aber jedenfalls die Bedeutung eines geordneten Studienabschlusses behalten.

Doch nicht diese verschiedene Schätzung, welche individuellem Geschmack und Urteil überlassen werden mag, soll uns hier beschäftigen, sondern der Wert der Promotion für das Studium selbst. Durch die Doktor-Arbeit beteiligt sich der junge Mann selbstständig an der wissenschaftlichen Produktion, trägt wenn auch nur ein Sandkorn bei zum stolzen Bau des Ganzen der Wissenschaft. Das hat etwas Erhebendes, wenn es gelingt, und giebt Stachel und

Sporn, daß es gelinge. Und so ist das Mühen um eine tüchtige Dissertation der Beweis dafür, daß der so Arbeitende berührt ist vom heiligen Geist unsrer Wissenschaft, wirklich wissenschaftlichen Sinn und Kraft besitzt und bethätigt. Daher ist es auch notwendig, daß diese Doktor-Arbeiten auf der Höhe gehalten werden, zu dem Ende hat man auf den meisten deutschen Universitäten ihren Druck vorgeschrieben, wobei man freilich — Sie verzeihen meine Skepsis — doch oft genug fragen mag, ob es der Mühe wert gewesen sei, dieses specimen eruditionis der Nachwelt aufzubewahren; und Angesichts der 3629 Dissertationen in Einem Jahr darf man dabei wohl von einer erschreckenden Ueberproduktion reden. Oder folgt daraus, daß man mit dem Doktor-Titel noch erheblich sparsamer sein und die Anforderungen an den Doktoranden noch beträchtlich steigern soll?

Zugleich aber sieht man leicht, daß eine Arbeit, die die Wissenschaft selbständig an einem wenn auch noch so bescheidenen Punkte weiter führen soll, nur in den späteren Semestern mit Erfolg unternommen werden kann. Erst muß man in seiner Wissenschaft zu Haus sein, einen Ueberblick über das Ganze haben und wissen, was in ihr bereits geleistet ist, ehe man sie von dem Vorhandenen aus fördern kann. Und darum ist es verfehlt, wenn der Student nicht frühe genug auf ein Thema für eine solche Arbeit bedacht sein zu können glaubt und alsbald mit ihr beginnt und immer ausschließlicher Zeit und Kraft ihr zuwendet. Darin

liegt ein Hauptanlaß zu dem Tadel gegen unsren Unterrichtsbetrieb: wer sich vom zweiten oder dritten Semester an nur mit diesem Einen Thema befaßt und darauf sich spezialisiert, der muß einseitig und eng werden; wer sich so borniert, der bringt sich um das Beste, was das Universitätsstudium geben kann und soll, um die Frucht der allgemeinen Bildung. Und fürs zweite kann die Doktor-Arbeit nur dann für die geistige Entwicklung recht fruchtbar werden, wenn schon ihr Thema aus der Arbeit des Studenten selbst herauswächst, wenn er in seiner Wissenschaft auf eine Lücke stößt, die ihm zu denken giebt, auf ein Problem, das ihn interessirt und reizt. Und daraus folgt, daß man sich das Thema zur Doktor-Arbeit nicht geben lassen, sondern daß man es nach eigener Wahl und freiem Interesse sich selbst nehmen soll, wobei natürlich eine Beratung mit dem Professor des Faches nicht ausgeschlossen, sondern im Gegenteil durchaus notwendig ist; denn ob an diesem Punkt „noch etwas zu machen" ist, ob bei diesem Thema „etwas herauskommt", das kann dieser doch besser beurteilen und voraussehen als der Student.

Ganz besonders verwerflich aber ist jenes fabrikmäßige uud handwerksmäßige Heranziehen von Doktoranden und Inslebenrufen von Doktor-Arbeiten, das ja seitens des Dozenten zwei Gründe haben kann: entweder den Wunsch, Ehre und Ruhm für einen so umfassenden Lehrbetrieb und dadurch meist auch eine Art von Machtstellung nach außen sich zu

gewinnen; oder aber gewisse Einzelfragen, die er als Forscher für seine wissenschaftliche Arbeit untersucht haben möchte, zu denen er aber sich selber zu schade ist, durch Anfänger und Schüler bearbeiten zu lassen. In beiden Fällen kommen die Doktoranden schlecht weg: dort dienen sie der Eitelkeit und dem Herrenbewußtsein eines anderen, hier verrichten sie Kärrner- und Sklavendienste; ihre Selbständigkeit und allgemeine Bildung aber kommt jedenfalls zu kurz, der Wert ihrer Arbeit ist für sie selbst verloren. Am allerschlimmsten aber ist, daß auch hieran wieder sich die leidige Geldfrage gehängt hat, wodurch der Doktor-Titel allmählich doch zu einem recht käuflichen Gut geworden ist. Dem allgemeinen Uebergang von der Natural- zur Geldwirtschaft in der Welt entsprach die Umwandlung des Doktorschmauses in eine Geldabgabe; wiewohl schon von Anfang an neben den Geschenken und Gastereien auch amtliche Gebühren erhoben wurden.

Ganz anders liegen in vieler Beziehung die Dinge beim Staatsexamen. Alle jene, welche mit dem Gedanken an ihren künftigen Beruf auf die Hochschule kommen, werden die Eingangspforte zu demselben, das Examen, von Anfang an mit ins Auge fassen. Aber auch nur als Eingangspforte, als Mittel zum Zweck; gelegentlich und je länger desto mehr werden sie es auf weite Strecken hin auch wieder aus den Augen verlieren, und erst wenn sie näher herankommen, auf dasselbe direkt hin- und losarbeiten.

Aber Sie alle kennen die Unterscheidung, die Schiller in seiner akademischen Antrittsrede zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf so geistvoll durchgeführt hat. Der Brotstudent ist der, der vom ersten Moment an nur an das Examen denkt und nur für das Examen arbeitet. Das verdirbt aber nicht bloß die Studien und die intellektuelle Bildung, sondern das verdirbt auch den Charakter und die Moral. Banausentum und Strebertum sind auch Charakterfehler und leider kommen sie schon unter Studenten gar nicht selten vor.

Zu Tage kommt das teilweise schon in dem Verhalten des Studenten zu den Professoren. Statt zu fragen: wen höre ich lieber? und bei wem kann ich gerade in diesem Augenblick mehr lernen? fragt der Student häufig: wer ist — oder wird sein — Mitglied der Prüfungskommission d. h. mein künftiger Examinator? Nun will ich zugeben, daß es ganz natürlich ist, daß man seine Examinatoren und ihre Art und Weise zuvor auch kennen lernen möchte; und leider muß ich auch zugeben, daß einzelne Examinatoren selber darauf sehen und halten, daß bei ihnen gehört worden ist, wodurch unter der Hand wieder eine Art von Zwangskollegia statuiert wird. Das führt auf die Frage, ob man deshalb nicht besser thäte, alle Dozenten von der Pflicht des Examinierens zu entbinden. Man könnte, da es sich um ein Staatsexamen handelt, ohnedies zweifeln, ob gerade die Professoren am besten wissen und beurteilen

können, was zu einem Staatsamt an Wissen nötig sei; und falsch ist es darum jedenfalls, wenn z. B. in der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen die Befähigung zur Erteilung des Unterrichts in den unteren oder mittleren oder obersten Klassen zuerkannt wird; der Professor kann nur über das Wissen des Kandidaten, nicht aber über seine Lehrbefähigung in verschiedenen Klassen, die nicht allein vom Wissen abhängt, ein Urteil gewinnen und abgeben. Von unserem, dem Professorenstandpunkt schiene mir aber fraglos auch das Erstere, die völlige Entbindung von der Pflicht im Staatsexamen zu prüfen das Wünschenswerte und Richtige zu sein; wir würden dadurch noch einmal unabhängiger von der Gunst oder Abgunst der Regierenden. Allein ob es auch für Sie, meine Herrn, wünschenswert wäre, wenn die wissenschaftliche Seite des Examens — und um diese kann es sich am Schluß der den Wissenschaften gewidmeten Studienzeit eigentlich allein handeln — von Praktikern abgehalten würde, die der Wissenschaft doch naturgemäß ferner gerückt nicht mehr mit allen Fragen und allen ihren möglichen Lösungen vertraut und daher auch beim Examinieren nicht versatil genug sind, um nötigenfalls auch auf ein Irrlichtelieren des Kandidaten eingehen zu können, das ist eine andere Frage. Es ist wieder einer jener Fälle, die uns zuletzt mehrfach begegnet sind, wo die wahren Interessen des Studenten mit denen des Professors nicht ganz genau zusammenfallen. Und hier würde

ich mich dann zu Ihren Gunsten am ehesten noch für ein gemischtes System aussprechen. Wie aber die Dinge heute liegen, wird man den examinierenden Professor mahnen müssen, daß er seine Examensmacht nicht zu persönlichen Zwecken mißbrauche, und von dem zu examinierenden Studenten verlangen dürfen, daß er auch hier Mut zeige, in seinem Vorlesungsbesuch nicht haltlos und charakterlos von einem Prüfungskommissär zum andern herüber- und hinüberschwanke — dieses Ebben und Fluten nach dem Gravitationsgesetz der Prüfungskommissionen macht wirklich einen kläglichen und Ihrer ganz unwürdigen Eindruck —, sondern daß er auch hier nur seinem wissenschaftlichen Interesse und seiner persönlichen Neigung folge, auf daß man auch hier von ihm sagen könne: Frei ist der Bursch!

Allein just da zeigt sich häufig eine eigentümliche Antinomie, die auf das ganze studentische Treiben ein unerfreuliches Licht zurückwirft. Gerade die, die sich als Burschen am freiesten gebärden und fühlen, aber über dem lustigen Burschenleben die fleißige Arbeit versäumt haben, sind dann freilich genötigt, vor dem Examen recht unfreie und armselige Brotstudenten zu werden, der flotte Bursch wird so oft schon gegen das Ende seiner Studienzeit ein recht handwerksmäßiger Philister, in zwei scharf geschiedene Perioden fällt für ihn die Studienzeit auseinander; erst arbeitet er flott und forsch gar nichts, und dann utilitaristisch — vielleicht mit Hilfe eines

Einpaukers und Repetitors — nur, was er zum Examen braucht, geistlos, freudlos, gezwungen und unfrei. Ihm steht auch hier auf dem Boden der Arbeit der honorige Student schnurstraks gegenüber: er setzt seine Ehre darein, auch da nur als freier Mensch zu erscheinen, und sucht freiwillig und nicht unter dem Bann und Zwang des drohenden Examens seinem Namen Ehre zu machen; denn studieren heißt wissenschaftlich arbeiten. Erfüllt von der hohen Würde dieser Arbeit und der Wissenschaft, in deren Dienst er steht, und begeistert für den Beruf, den er in seinem künftigen Leben als ganzer Mann ausfüllen will, sieht er im Examen nur eine Episode, um die er sich so spät und so wenig als möglich kümmern möchte. Daß aber unter jenen Ersten für ihr späteres Fortkommen sich manche zum Ersatz für fleißige Arbeit sogar auf Conexionen und auf studentische über die Universitätszeit hinausreichende Zusammenhänge verlassen, würde mehr lächerlich als verwerflich sein, wenn nur nicht gewisse Vorkommnisse in Staat und Gemeinden dem Glauben an solche Rücksichtnahme auf alte Bundesbrüder auch noch im späteren Leben unliebsam Vorschub leisteten. Vielleicht erinnern Sie sich hiebei an das, was ich früher mit Beziehung auf den über das Studentenleben hinausreichenden Verruf gesagt habe: mutatis mutandis gilt das auch hier.

Der Segen des Examens für alle liegt aber darin, daß es zum Abschluß nötigt und eine feste Grenze zieht. Dem muß aber dann auch die Handhabung der Prüfung

durch die Examinatoren entsprechen: nicht auf Auswendigwissen und Auswendiggelernt haben darf der Nachdruck gelegt werden, sondern auf Verstehen und Können, auf wissenschaftlichen Sinn und methodisches Anfassen wissenschaftlicher Aufgaben. Auch das Examinieren ist eine Kunst, die nicht jeder versteht. Und eines wird auch dem besten Examinator jeder Zeit mehr oder weniger verborgen bleiben — das Maß der allgemeinen Bildung, das sich der Kandidat als Student erworben hat. Freilich hat man ja dazu z. B. für den künftigen Gymnasiallehrer eine besondere Prüfung in allgemeiner Bildung, wie es früher hieß und jetzt noch gemeint ist, eingeführt, zu der leider auch mein Fach, die Philosophie, gehört. Zunächst habe ich nicht gefunden, daß durch dieses Examiniertwerden in Philosophie die Zahl der philosophischen Köpfe vermehrt würde. Und dann, kann man denn überhaupt in allgemeiner Bildung prüfen und sie durch ein Examen konstatieren? Und wenn ja, läßt sie sich nicht ebensogut oder weit besser an und in dem eigentlichen Wissens- und Fachgebiet des Examinanden selbst nachweisen? braucht es dazu und giebt es dafür besondere Fächer? Nein, mir will scheinen, als sei es geradezu ein Glück, daß das Beste und Höchste, was sich der Mensch auf der Hochschule erwerben und womit er sein Fachstudium selbst durchdringen, krönen und erhöhen kann, das Maß der allgemeinen Bildung dem Examiniertwerden für ewig entnommen ist und bei demselben höchstens herausgefühlt, nicht konstatiert werden kann. Darin liegt

sozusagen ein immanenter Protest gegen die Ueberschätzung der Examina: sie können nur erweisen, was einer gelernt hat und weiß, nicht aber, was einer ist und auf der Hochschule geworden ist, und darum besteht oft im Examen der ungebildete Lernkopf besser als der allgemein gebildete und philosophisch gerichtete Mensch. Examinatoren sind keine Herzenskündiger und Examenszeugnisse deshalb keine unfehlbaren Schriftstücke: darin liegt für manchen Mißerfolg der Trost, freilich auch für manchen wohlverschuldeten Mißerfolg der falsche Trost der Selbsttäuschung.

Will ich aber damit dem Dilettantismus das Wort reden? Wahrhaftig nicht! Der feste Kern aller Bildung ist und bleibt bei dem Studenten das Wissen, das Wissen in seinem Fach, das versteht sich sozusagen immer zuerst und von selber. Aber den Glauben möchte ich allerdings in Ihnen definitiv erschüttern, daß dieses Wissen alles und demgemäß ein gutes Examen die Entscheidung sei über den Wert des ganzen Menschen. Wenn Sie die Hochschule verlassen, dann fängt das Lernen erst recht von neuem an; und dann muß sich herausstellen, ob der gelehrte zugleich auch ein gebildeter Mensch sei und ob der auf sein Wissen hin Geprüfte nun auch in der Prüfung des Lebens besteht als praktischer Mann und als sittlicher Charakter.

Und damit lassen Sie mich schließen, meine Herrn, nicht ohne daß ich noch einmal auf das Ganze dieser Vorlesungen einen Blick zurückwerfe. Was ich mit ihnen bezweckte, es ist mir heute vielleicht selbst klarer als im Oktober, da ich damit begann: Ihnen zum Bewußtsein über sich selbst als Studenten, als Angehörige einer deutschen Hochschule am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu verhelfen. Nicht um Sie zu bessern und zu bekehren, sondern um Sie zu belehren, also in meinem Beruf als Hochschullehrer habe ich zu Ihnen gesprochen. Aber wer sich über sich selber klar wird, der erkennt allerdings mit Notwendigkeit, daß vieles nicht so ist, wie es sein sollte. Und so habe ich auch vielfach Kritik geübt und dabei manches gesprochen, was gegen studentischen Brauch und studentische Anschauungen verstößt, und darum auch manches, was Ihnen nicht gefallen, einzelne von Ihnen sogar ernstlich verdrossen und verletzt haben wird. Das durfte mich aber nicht abhalten, zu reden, wie ich denke: ich bin Professor, professus sum m e a m sententiam! Und ich habe es zugleich gethan im Vertrauen auf die akademische Freiheit: stoßt an, freies Wort lebe! Zu ihr gehört auch das, daß man sich „die Meinung sagt" und sie zu sagen den Mut hat, und daß der andere, als gebildeter Mensch und als freier Mensch, das auch verträgt und hinnimmt; und darum fällt es mir nicht ein, mich zum Schluß bei Ihnen zu entschuldigen: das will i ch nicht und das habe ich bei I h n e n — hoffentlich! — nicht nötig.

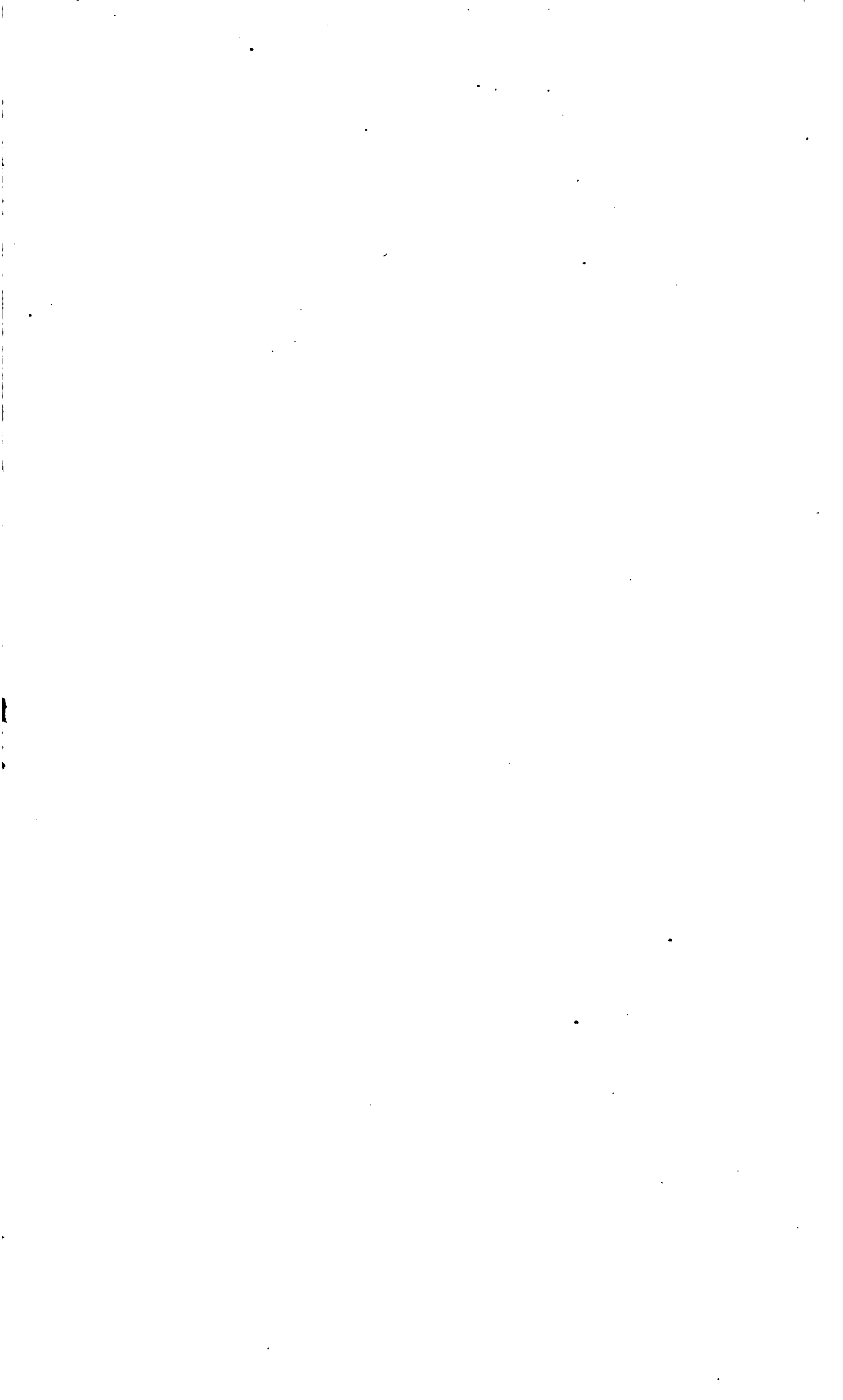
Wenn Sie sich aber mit mir doch vielfach auch von den Schäden Ihres Standes, des studentischen Lebens und Treibens und im Zusammenhang damit auch von allerlei Mängeln unserer akademischen Einrichtungen überhaupt überzeugt haben sollten, so hoffe ich allerdings auch von Ihnen und durch Sie auf des studentischen und akademischen Standes Besserung. Weit weniger unmittelbar! So im ersten Anlauf, wie manche von Ihnen gemeint haben, reformiert man überhaupt nicht und am allerwenigsten deutsche Universitäten. Aber wenn durch diese Vorlesungen Ihre Kritik an Ihren eigenen Zuständen geweckt und geschärft, wenn Ihr Glaube an das unbedingte Recht des Bestehenden erschüttert worden ist, dann wird das nachwirken, und Sie werden, sei es noch als Studenten oder erst später als Beamte oder Geistliche oder Professoren in Ihren Kreisen diesen kritischen Geist weiter pflanzen und pflegen und dadurch mit beitragen, daß es immer besser, daß es gut werde auf unseren deutschen Hochschulen.

Eins aber, meine Herrn, wünschte ich, daß Sie alle aus diesem Hörsaal mit hinaustrügen ins Leben, die Ueberzeugung, daß ohne die Luft der Freiheit die deutsche Universität als universitas magistrorum et scholarium nicht bestehen kann. Seit Wochen sind wir umbraust und umbrandet von heftigen Angriffen auf diese unsere Lebensluft, auf dieses Palladium deutscher Wissenschaft; seit etlichen Tagen ist ein Antrag eingebracht, der ein so ungeheuerliches Attentat

auf dieselbe ist, daß man sich fragt, ob man ihn ernst nehmen soll oder nicht besser thäte ihn als einen Faschingsspuck mit der Narrenpritsche zu verscheuchen, und mit neuen epistolae virorum obscurorum statt mit Pathos und Entrüstung Bestrebungen entgegenzutreten, die den Dank des deutschen Volkes gegen einen Friedrich den Großen und Lessing, einen Kant und Goethe, einen Schiller und Humboldt, einen Schleiermacher und Fichte nicht besser bethätigen zu können glauben, als daß sie den Geist dieser Männer im Grabe noch durch Strafgesetz und Umsturzparagraphen bannen möchten. Aber heute ist Aschermittwoch, der Spaß ist zu Ende, die Zeiten sind ernst, auch der Antrag ist ernst, darum gilt es sich zu wehren und zu schirmen und das Banner der Freiheit zu entfalten gegen diese neuen Dunkelmänner und ihre Karlsbader Beschlüsse. Und deswegen rufe ich auch Ihnen in allem Ernst zu: lassen Sie, soweit es auf Sie ankommt, nie in Ihrem Leben rütteln an der akademischen Freiheit; mit ihr stehen, mit ihr fallen die deutschen Hochschulen und, was noch viel mehr ist, die deutsche Wissenschaft selber!

Daß es aber etwas Stolzes und Großes ist um unsere deutschen Universitäten, etwas Schönes und Herrliches um das Leben des deutschen Studenten und — füge ich für mich hinzu — auch um den Beruf des deutschen Professors, das glauben wir doch alle hin und her, trotz aller Kritik, die wir daran zu üben uns die Freiheit nehmen und das Recht wahren. Darum

lassen Sie uns gute Professoren und rechte Studenten sein, beide erfüllt von dem echten Geist deutscher Wissenschaft und immer mehr sich erfüllend mit dem neuen Geist, der am Ende des Jahrhunderts allen spürbar an die Stelle des müden und dekadenten Wesens um uns her treten will und als ein frischer und freier, als ein fröhlicher und tapferer, als ein sittlich-sozialer Geist hineinwehen möge in das kommende zwanzigste Jahrhundert! Daß er komme, dieser Geist, daß er werde und wachse, das ist auf Ihre Schultern und auf Ihre Seelen gelegt; denn Sie sind die Menschen der Zukunft, die Männer des neuen Jahrhunderts. Sorgen Sie schon jetzt als Studenten, daß Ihre Schultern stark und Ihre Seelen frei werden. Werden Sie gelehrte, werden Sie gebildete, werden Sie charaktervolle Männer! mit diesem Wunsche lassen Sie mich schließen.




Ziegler
78369
LA729
Z6


Ziegler
78369
A729
Z6

